Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)
29. Kaufingerstraße 29.

Señorita Paz

und Anderes

von

Clara Biller.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1896.

Inhalt.

Señorita Paz.

Es war im März des Jahres 188*, als den jüngern Sohn eines fürstlichen Hauses die Lust anwandelte, seine königliche Verwandte in Madrid zu besuchen. Wie nah oder vielmehr wie entfernt er ihr verwandt war, steht genau im Gothaischen Kalender verzeichnet. Er reiste inkognito, das reicht hin, um hier darüber zu schweigen.

Ein jüngerer Sohn ist, wie Jeder weiß, nicht immer auch ein junger Mann. Unser Prinz war bereits ein angehender Fünfziger; aber er war noch lebenslustig genug, sich auf die Genüsse der Reise zu freuen, und noch rüstig genug, ihren Unannehmlichkeiten zu trotzen. Die letzteren sollten ihm nicht erspart bleiben.

Er hatte Irun kaum passirt, als er inne wurde, daß sein Sprachmeister ihn arg betrog, als er ihm versicherte, daß er jeder hübschen Spanierin seine Liebe im Idiom des Cervantes gestehen könne. Der Prinz ließ sich indeß die Laune dadurch nicht verderben. Am Hofe konnte man französisch reden und bei den nicht hoffähigen Landestöchtern mußte die Augensprache genügen.

Der zweite Unfall traf ihn schlimmer. Der März des genannten Jahres war auch im Süden äußerst rauh. Wer aber das weitläuftige Marmorpalais kennt, bestimmt, jeweilige spanische Potentaten aufzunehmen, wird begreifen, daß die Sonne der königlichen Huld nicht ausreicht, seinen Marmor zu erwärmen.

Jene andere Sonne aber, die Spanien sonst selten vernachlässigt, wollte nicht scheinen, und so froren der Prinz und sein Adjutant, Baron Adrian von Bäza, auf's Empfindlichste, als sie die junge Königin begrüßten.

„Versuchen wir, uns außerhalb durch einen Spaziergang zu erwärmen," sagte der Prinz gefaßt, als er die berühmte marmorne Treppe nach der ersten

Audienz hinunterstieg und den marmorgetäfelten Korridor durchschritt.

„Versuchen wir es, Durchlaucht," erwiderte Herr von Bäza, welcher nicht wagte, anderer Meinung zu sein, obgleich ihn ein unbestimmtes Gefühl vor dem Spaziergang warnte.

Der Wagen, welcher in dem marmorgepflasterten Vorhofe hielt, wurde deshalb verabschiedet und die beiden Reisenden traten eine Wanderung durch die Stadt an.

Ein kalter Wind strich vom Guadarama und hielt seinen Einzug in die Hauptstadt durch die Brücke von Toledo, gerade als sie sich mitten auf derselben befanden und unter ihren wuchtigen Pfeilern vergeblich nach dem Manzanares suchten.

„Wollte, wir hätten Pelze mitgebracht," bemerkte der Prinz stirnrunzelnd, „man wird sich hier einen Rheumatismus holen."

„Wird sich ihn holen, Durchlaucht," stimmte Herr von Bäza seufzend bei, denn er fühlte, daß er seinen Rheumatismus bereits habe.

Am andern Morgen lag er so steif, als sei er aus Holz geschnitten, auf seinem Bett in der Fonda

de Paris. Es war ihm nicht möglich, die kleinste loyale Verbeugung zu machen, als der Prinz in's Zimmer trat.

„Das hat man von dem infernalen Klima, Bäza," sagte dieser und versuchte die steife Hand seines Adjutanten zu schütteln.

„Hat man davon, Durchlaucht!" stöhnte der Baron, ohne sich rühren zu können.

Der Leibarzt der königlichen Base — die Tradition warnt vor den Aeskulaps der Eingeborenen — wurde gerufen. Er beruhigte über die Gefahr und predigte Geduld.

Eine volle Woche übte diese der Prinz. Er fuhr während dieser Zeit täglich nach dem marmornen Palaste und ließ sein Bild — ohne Adjutanten — von jedem der zwölf Krystallspiegel des Empfangssalons zurückwerfen. Vor seinen Augen und zu seinem Entsetzen wurden acht Stiere und siebenunddreißig Pferde in der Arena umgebracht. Im Museum konnte er schöne Malereien, im Prado gemalte Schönheiten bewundern. — Leider aber war ihm bei all' diesen Genüssen nicht warm geworden, denn der Wind wehte noch immer von der Hochebene des Guadarama.

Madrid war ihm deshalb gründlich verleidet, und er faßte den Entschluß, einen Abstecher nach Andalusien zu machen und sich dort an der Sonne gütlich zu thun. Ein reisender Prinz aber, selbst wenn er inkognito reist, ist ohne einen Begleiter schlimmer daran wie weiland Schlemihl ohne seinen Schatten. Das Mißgeschick des fremden Gastes hatte den Hof deshalb auch lebhaft beschäftigt und auf Ersatz für Herrn von Bäza sinnen lassen. Da schien es, als ob ein Zufall diesen Bemühungen zu Hülfe kommen wolle.

Der jüngste Attaché einer deutschen Botschaft, seit drei Wochen erst in Madrid, hatte trotzdem schon Zeit gefunden, sein Herz an eine junge Sevillanerin zu verlieren.

Dagegen war natürlich nichts einzuwenden.

Nun wollte er aber — gewöhnt als verzogener, einziger Sohn seinen Willen stets durchzusetzen — sich allen Hindernissen zum Trotz mit dem Gegenstande seiner Neigung auch sobald als möglich vermählen.

Und dagegen ließ sich allerdings sehr viel einwenden.

Señorita Paz — sie führte den süßen Namen Paz — Friede — war von unwiderstehlichem Lieb-

reiz. Aber, um in der Sprache des Ballets zu reden, dem sie angehörte, sie war nur eine zweite Koryphäe mit achthundert Pesetas Gehalt und von geringem Herkommen.

Er war auch noch sehr jung, von einnehmendem Wesen und ebenfalls noch leidlich tugendhaft. Aber er hieß Georg Pfau von Pfauenburg, was die Abstammung aus einem der ältesten Geschlechter seines Landes bedeutete und ihm, als letzten Sprößling, gewisse Standespflichten auferlegte.

Ihre Mutter hatte gegen die Verbindung nicht das Geringste einzuwenden.

Seine Mutter aber, eine geborne Brettlow von der Hochkamm'schen Linie, die sich stets durch feudale Grundsätze ausgezeichnet und nie unter ihrem Stande verheirathet hatte, war entschlossen, sich der Verbindung mit dem Aufgebote aller erlaubten wie unerlaubten Mittel zu widersetzen.

Ein besorgter Freund hatte sie gewarnt. Unter dem Vorwand, ihre Gesundheit erfordere den Süden, war sie sofort abgereist, um ihren Sohn — sie war Wittwe — aus den Banden der kleinen Sirene zu befreien.

Zufällig traf Gräfin Pfauenburg an demselben Tage in Madrid ein, als der Prinz den Entschluß gefaßt hatte, den Ausflug nach Andalusien zu unternehmen. Als alter Habitué ihres Hauses, klagte er ihr sein Mißgeschick, worauf sie ihn mit ihrem Kummer vertraut machte. — „Die Person muß über ein sehr verführerisches Exterieur gebieten, daß mein Sohn alle Grundsätze unseres Hauses mit Füßen tritt, und ihr seine Hand ..." Sie konnte nicht vollenden — der Prinz verstand sie.

Mit etwas veralteter Galanterie, aber voll Mitgefühl küßte er ihr die Fingerspitzen. — „Andalusierinnen ganz hübsch, aber nicht apart," beruhigte er. „Hat man eine gesehen, kennt man alle. Bis auf Augen — Alles etwas klein, viel zu klein an ihnen. Nicht solid und für die Dauer, wie ein Graf Pfauenburg beanspruchen kann."

In der Tiefe seines Herzens aber bedauerte er aufrichtig, nach der konstatierten Wirkung auf den widersetzlichen Attaché, statt der Bilder, Stiergefechte und Monumente nicht lieber das Ballet studirt zu haben. Davon ließ er natürlich nichts merken.

Mittlerweile war der Scharfsinn der Gräfin, ver-

stärkt durch die Gefahr, Schwiegermutter einer Koryphäe zu werden, auf einen Ausweg gefallen, welcher Abhülfe aus gemeinsamer Noth versprach. Wenn ihr Sohn einen kurzen Urlaub erhielt, konnte er den Prinzen auf seiner Reise begleiten, sie aber gewann Zeit, die Verführerin von Madrid zu entfernen.

Wenn man eine königliche Verwandte hat, sind gewisse Projekte leicht in's Werk zu setzen. Der junge Attaché hatte zu seinem Verdruß den Urlaub in der Tasche, er wußte nicht wie; aber er errieth sogleich warum und geberdete sich wie ein Verzweifelter. Vergeblich zählte seine Mutter ihm die großen Vortheile auf, welche aus der Reise und den dadurch angebahnten Beziehungen zu dem Prinzen hervorgehen würden. Was galten ihm Auszeichnungen und Aemter! Er sah nichts vor sich, als die Trennung von einem Paar süßer Augen — von einer geliebten Stimme, die er nicht mehr entbehren mochte. Alles, was sie erreichte, war die Annahme des Urlaubs überhaupt, die er in offener Empörung erst zu verweigern dachte.

„Und glaube nur nicht," rief er, als sie nach fruchtlosem Kampfe im Begriff stand, ihn zu ver-

lassen, „glaube nur nicht, daß die Entfernung meine Liebe schwächen wird! Sie ist mein größtes Glück! Daß sie erwidert wird, ist mein höchster Stolz! Ich werde eher vom Leben scheiden als von Señorita Paz.“

Gräfin Pfauenburg, die nicht ganz mit Unrecht der Meinung war, daß mit Jemand, der den Verstand verloren hat, gleichviel ob aus Liebe oder irgend einem andern Grunde, nicht gut zu unterhandeln sei, zog sich gekränkt zurück. Sie war überzeugt, die Vorsehung habe ihre Augen von den Pfau von Pfauenburg's abgewandt. Ihr einziges Kind — der Letzte seines Stammes, stand im Begriff, sich an eine Tänzerin wegzuwerfen.

Wer wollte ihr verdenken, daß sie die kleine Andalusierin, die sie nie gesehen, nie zu sehen wünschte, von ganzer Seele haßte?

* *
*

Ahnungslos des Sturmes, zu dem sie die Veranlassung gegeben, saß Paz in ihrer Mansarde der Plaza de Oriente, einen Sprung nur vom Teatro

Real. Sie hatte soeben eine Schüssel andalusischer Erdbeeren, die sie sehr gern aß, inmitten eines Kranzes der schönsten Orangen- und Granatblüthen bekommen. Georg hatte sie geschickt — sie würde nie etwas annehmen, das nicht von ihm käme — nie!

Und als sie sich wie ein Kind an den Früchten und Blumen gefreut, ging sie an's „Studium“. Die linke Hand faßte eine ziemlich dicht am Fußboden hinlaufende Stange; der rechte Fuß, den Spann nach außen gebogen, schwang sich auf eine höher befestigte Stange der entgegengesetzten Seite. So, den Kopf zurückgeworfen, den Blick von den Wimpern halb verschleiert und auf ein inneres Bild gerichtet, lag sie eine Weile ruhend da. Dann — leicht aufspringend, einen Augenblick nur die jungen Glieder sehnsüchtig streckend, wie ein Vogel, der zum Fluge ansetzen möchte und den der Käfig zurückhält, nahm sie dieselbe Stellung wieder an, nur wurde diesmal die rechte Hand und der linke Fuß unterstützt.

Ihre Mutter, die, zum Unterschiede von anderen spanischen Duennen, das „Salz ihrer Seele“ wirklich bewachte und nicht eine Minute verließ, saß neben ihr und besserte Atlasschuhe aus.

Prüfend hielt sie einen winzigen Stiefel gegen das Licht.

„Ach Schatz — Pazita! Sie werden höchstens noch eine Woche halten, und woher sollen wir neue nehmen? Wir leben in einem unglückseligen Lande, wo Niemand sein Versprechen hält. Hat man uns nicht gesagt, sobald wir wieder eine Königin hätten, würde das Ballet eine Gratifikation für Atlasschuhe erhalten? Nun? Jetzt haben wir diese Königin, aber nicht einen lumpigen Realen brachte sie mit!"

„O Mutter, schimpfe nicht auf die Königin!" rief Paz leidenschaftlich. „Wir danken der Königin viel, das mehr werth ist als Geld."

Sie liebte die Königin nämlich, weil sie aus demselben Lande war wie Georg.

Da vernahm man ein leises Klopfen. Mit einem Sprunge verließ die Koryphäe den Platz ihrer Studien und flog zur Thür, in der Georg erschien. Aber statt sie freudig aufzufangen wie sonst, ließ er die Arme schlaff herabhängen, sein Blick war ernst.

„Was hast Du, Blonder meiner Seele?!" rief sie, denn der deutsche Name war ihren Lippen nicht geläufig, und sah ihn fragend an.

„Man will uns trennen, Pazita!“

„Aber das ist ja ganz unmöglich!“ schrie sie und schloß ihn fest und fester an's Herz, als wolle sie die Zeit nützen, in der sie noch nicht von ihm getrennt sei. Nachdem man so den ersten Schmerz so gemeinschaftlich als möglich getragen hatte, mußte er ihr erzählen, was bevorstände.

„Wann gehst Du fort?“

„Morgen.“

„O, weh' mir! Und Du wirst mich wirklich nicht vergessen?“

Hier war wieder eine Gelegenheit, ihr den Schwur seiner unvergänglichen Liebe zu erneuern. Er hatte ihn so oft wiederholt, daß ihm kein einziges spanisches Wort mehr dazu fehlte.

Auf den Schwur folgte, wie in der Predigt das Amen, stets eine Umarmung.

„In der langen Trennung werde ich immer an das Wiedersehen denken — das süße Wiedersehen!“ flüsterte sie endlich.

„Und wenn wir uns nicht wiedersehen!“ sagte er dumpf.

„Mein Gott, was hast Du? Nein — das kann nicht sein!“

„Man wird versuchen, Dich von Madrid zu entfernen . . .“

„Aber das Theater würde mich ja gar nicht freigeben!“ rief sie stolz. „Bin ich nicht schon zweite Koryphäe mit einem Engagement für ein ganzes Jahr? Und bald werde ich so gut tanzen — ich will, ich muß es lernen“ — sie stampfte mit ihren kleinen Füßen, als ob sie eine Seguidilla aufführe — „daß man mich auf keinen Fall wird entbehren wollen, natürlich, nur so lange Du in Madrid bist.“

Der Eifer stand ihr so gut, daß es ihm immer schwerer schien, sie zu verlassen.

„Nein — ich mag mich nicht von Dir trennen!“ rief er, wie ein eigensinniges Kind, das stets auf denselben Gedanken zurückkommt. „Das Leben ist kurz genug, und jeder Tag, an dem ich Dich entbehren muß, ist ein verlorener.“

Sie war auf einmal nachdenklich geworden und saß sinnend da. Plötzlich blitzte es wie Lächeln um Mund und Augen.

„Bist Du schon getröstet, Paz?“ rief er vorwurfs-

voll. „Oder hast Du ein Mittel gefunden, die Reise zu verhindern?“

Sie schüttelte den Kopf und griff nach den Castagnetten, leise trillernd:

„Meine Braune —
Kleine Braune!
Alles Salz der Erde,
Braune, für Dich!“

Dabei tanzend, zog sie Georg bald da, bald dorthin und wollte sich todtlachen, daß es ihm gar nicht gelang, ihren Partner abzugeben. Zuletzt mußte er selbst einstimmen und die Mutter auch, welche das Zimmer nicht einen Augenblick verlassen hatte.

„Ach, meine Braune!“ er nannte sie manchmal so nach dem Liede, „wann werden wir so wieder zusammen sein!“

„Bald, recht bald, verlasse Dich darauf!“ tröstete sie, küßte ihn noch einmal und drängte ihn dann zur Thür, damit er die Zeit nicht versäume, die zu seiner Abschiedsaudienz von Hofe bestimmt war.

*   *

*

Am Tage der Abreise des Prinzen beschien — zum ersten Male, seit er sich in Madrid befand — die Sonne mit voller Frühlingsgluth den großen Platz, der ihren Namen trägt — die Puerta del Sol. In der Fonda de Paris, die sich an der Südseite derselben befindet, wurden die Brasseros darum in Ruhestand versetzt und die Fenster weit geöffnet.

Baron Bäza aber vermochte unter ihrem Einflusse das Haupt wieder devotest zu neigen, als der Prinz ihn aufsuchte, um Abschied zu nehmen.

„Konnte dieser Wechsel nicht früher eintreten, Bäza?“ sagte er und warf ihm einen bedauernden Blick zu.

„Konnte er nicht, Durchlaucht!“ wiederholte der Patient mit melancholischer Stimme, denn vor seinem Geiste stieg das Land Andalusien auf, bevölkert mit Frauen, deren Rabengelock länger wie ein Königsmantel und deren schwarzbewimperte Augen einen Heiligen zur Verdammniß schicken können.

Diese Wunder sollte statt seiner der blonde Pfauenburg schauen, für den er deshalb, ohne ihm begegnet zu sein, keine besondere Vorliebe empfand. Der blonde Pfauenburg aber, der bald erfuhr, daß der Rheuma-

tismus des Herrn von Bäza seine Verbannung von Madrid gefördert, gab ihm diese Gesinnung in gleicher Weise zurück.

Der Prinz war indeß mit seinem neuen Schatten außerordentlich zufrieden. Zwar saß er stumm und schwermüthig da, mit einer Miene, die für Hamlet gepaßt haben würde, als er beklagt, daß die Welt aus den Fugen und er sie einzurichten habe. Aber die Veranlassung dieser Schwermuth, die Leidenschaft des Dreiundzwanzigjährigen, war ihm eine angenehme Zerstreuung. Er schloß aus eigener Erfahrung, daß sie nicht ernsthaft zu nehmen sei; die Reise würde die Heilung von selbst bewirken. Uebrigens war er ein gutmüthiger Mensch und hatte den aufrichtigen Wunsch, der bekümmerten Gräfin zu dienen.

Er versuchte darum vor Allem, den jungen Mann in's Gespräch zu ziehen, um sein Vertrauen zu gewinnen. Dieser aber, gleichviel welches Thema der Prinz anschlug, wandte der Unterhaltung nur so viel Aufmerksamkeit zu, als die Rücksicht auf gesellschaftliche Form erfordert, die Jedem Gewohnheit wird, der sich in vornehmen Kreisen bewegt.

In Aranjuez wurden natürlich die königlichen

Gärten besichtigt. Der Prinz, nach dem winterlichen Madrid doppelt empfänglich für Frühlingsreize, schwelgte im Anblick der Tajo-Insel voll Blumenbeete, Fontänen und Nachtigallgezwitscher unter hundertjährigen Bäumen.

„Allerliebst arrangirt,“ lobte er, „und kolossal erwärmend — man wird wieder eine empfindende Kreatur! Nun — was meinen Sie, Pfauenburg?“

„Herrlich, vortreff . . . Aber, bei Gott, da ist ja . . . wahrhaftig — Vergebung, Durchlaucht!“

Und mit diesen Ausrufen, wenig geeignet, dem Prinzen Klarheit über seine Auffassung landschaftlicher Reize zu geben, war Pfauenburg plötzlich von seiner Seite verschwunden.

Eine gewisse Verstimmung über das nicht zu rechtfertigende Betragen des jungen Mannes bemächtigte sich seiner. Er versuchte dem Ungetreuen mit seinem Glase zu folgen und entdeckte ihn endlich — war es möglich! — in der Verfolgung zweier Frauen mit herabgelassenen Mantillen, die einer entfernten Cascade zueilten. Durch ein Gebüsch gehindert, konnte er nicht sehen, ob Pfauenburg sie eingeholt. Dieser kam bald darauf zurück, erhitzt

von der Bewegung, das Auge glänzend, die Lippe überfließend von Entschuldigungen.

„Vergebung, Durchlaucht! Ein besonderer Lichteffekt riß mich hin — die Fontäne der Najade — unvergleichlich schön ... Vergebung!"

„Schien mir doch, als ob die Schönheit etwas verhüllt gewesen," sagte der Prinz mit Beziehung, „es freut mich übrigens, daß Sinn dafür wieder erwacht — werden Madrid weniger schmerzlich vermissen, freut mich!"

Dabei reichte er ihm versöhnt die Hand, welche Georg lebhaft drückte — viel lebhafter als es die Gelegenheit und seine Stellung erlaubten. Dabei war jede Erinnerung an Hamlet von seinen Zügen geschwunden. Unterwegs nahm er jetzt munter an der Unterhaltung Theil, und ein paar verkehrte Antworten abgerechnet, war nichts mehr an ihm auszusetzen.

„Bessert sich schneller noch, als ich erwartete," dachte der Prinz und telegraphirte noch denselben Abend von Val de Peñas an die trostlose Mutter: „Hoffnung fassen — günstige Symptome."

Daß er, um die Besserung zu unterstützen, Georg

die nöthige Freiheit gab, sobald er nur unter einer Mantilla ein Paar hübsche Augen sah, versteht sich von selbst. Und als ob der Erfolg die Methode bestätigen wollte, mehrten sich die günstigen Symptome von Tag zu Tag.

In Cordova suchten die Reisenden, wie alle Welt, die Moschee-Kathedrale auf. Als sie in den Tempel traten, fiel gerade ein breiter Sonnenstrahl durch eines der bunten Glasfenster. Er streifte da und dort ein schlankes Säulchen von Jaspis oder Porphyr, spielte mit ernsten Heiligen, die aus maurischen Kapitälen hervorsahen, oder deckte plötzlich einen alten Koranspruch auf, der, mit Goldschrift in den Marmor gegraben, vorchristliche Eigner verrieth, bis er sich endlich träge auf den breiten Fliesen des Bodens verlor.

„Ach," rief der Prinz, der von Zeit zu Zeit eine künstlerische Anwandlung verspürte, „ach, sehen Sie doch, lieber Pfauenburg, haben Sie je etwas Schöneres gesehen?"

„Nie, Durchlaucht — nie! Es giebt bei Gott in ganz Andalusien nicht etwas Aehnliches!" rief Georg leidenschaftlich.

Dieser Enthusiasmus für Architektur bei seinem Begleiter war ihm vollständig neu. Erstaunt sah er sich um und mußte über ein Mißverständniß lächeln. Er fand Georg nicht in den Anblick des Tempels, sondern in den eines wunderschönen Mädchens versunken, das in geringer Entfernung neben einer Matrone kniete.

„Außerordentlich hübsch, wahrhaftig, lieber Pfauenburg," bestätigte der Prinz. „Allons, machen Sie Ihre Cour; entbinde Sie vom Dienst, bis wir abreisen."

Und stolz, ihr eine so gute Nachricht geben zu können, telegraphirte er wieder an Frau von Pfauenburg:

„Genesung bald in Aussicht."

Ein Prinz, auch wenn er ohne seinen Namen reist, hat sich selten über schlechte Aufnahme zu beklagen. Der Gouverneur und einige der vornehmsten Einwohner Sevillas, darunter der königliche Oheim von San Telmo, begrüßten den hohen Reisenden schon auf dem Bahnhof und begleiteten ihn nach der Fonda de Madrid. Sie machten ihm während seines Aufenthalts die Honneurs der Kathedrale und der

Caridad, servirten ihm vom besten Jerez im Alcazar und holten ihn in vierspänniger Staatscarosse nach den Delicias ab, der beliebtesten Promenade der Sevillaner.

Da ihm Begleiter hier nicht fehlten, übte der Prinz immer größere Nachsicht gegen den Einen, der in Sevilla den letzten Rest seiner Schwermuth verloren zu haben schien. Der jugendliche Frohsinn war wiedergekehrt und voll übersprudelnder Laune und munterer Einfälle, war Pfauenburg der Liebling des Prinzen und seiner spanischen Freunde geworden. Der Prinz hatte sich übrigens nicht enthalten können, den Liebesroman des jungen Mannes zu verrathen.

„War in Madrid auf dem besten Wege, einen dummen Streich zu machen — habe ihn aber vollständig curirt. Die alte Flamme ist verlöscht — Feuer hat in Andalusien bessere Nahrung gefunden!“ Er lachte.

Die Sevillaner fanden das nur in der Ordnung. Einige wollten ihn in Damenbegleitung gesehen haben. Ueber seinen Geschmack, an dem Niemand zweifelte, sei aber nicht zu urtheilen, da die Damen — stets zwei — tief verschleiert gewesen.

Wenn man einen fremden Cavalier in Sevilla feiern will, läßt man es übrigens nicht dabei bewenden, ihn in Kirchen und Museen zu führen. Von Steinen, ob sie arabisch oder gothisch zusammengefügt, wird der Mensch bekanntlich nicht satt, und vor den Visionen der Heiligen, auch wenn sie von Murillo gemalt, kann selbst ein Prinz verschmachten.

Graf Almarica, dem das Vergnügungsprogramm für die Anwesenheit des hohen Gastes übertragen worden war, schien seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Er hatte den berühmten Matador Rodriguez von Granada für ein Stiergefecht verschrieben und eine Extravorstellung im Theater veranstaltet. Zuletzt — das Beste kommt zuletzt — hatte er die drei schönsten Cigareras*) eingeladen, welche dem Prinzen den Fandango und die Jota vortanzen sollten.

Die Verabredung war für zehn Uhr Abends in einem Café der Straße Trajano getroffen. Man hatte das größte Zimmer der zweiten Etage zum Tanzsalon improvisirt, indem man die Tische entfernt

*) Arbeiterinnen der Tabakfabrik — Grisetten von Sevilla.

und zwei Reihen Stühle in einem Halbkreis gestellt. Ein Raum von kaum drei Meter im Quadrat war für die Tänzerinnen freigelasseu.

Als der Prinz und seine Begleiter eintraten, Pfauenburg hatte diesmal einen ungewöhnlichen Eifer gezeigt, dabei zu sein, war der Saal schon ziemlich gefüllt. Man ist nicht exklusiv im Süden. Es spricht sich herum, wo ein Tanzvergnügen wie dieses in Aussicht steht, und die vornehmere männliche Bevölkerung einer Stadt nimmt gewöhnlich insgesammt daran Theil. Die Meisten hatten ihre runden braunen Mäntel umbehalten und den Sombrero — den andalusischen Hut — in der Hand. Von dieser dunklen Versammlung hoben sich wie leuchtende Sterne die Tänzerinnen ab. Zwei waren unter dem Schutze ihrer ganzen Familie erschienen, selbst der Nobio — der Geliebte — fehlte nicht. Sie plauderten lebhaft untereinander, als wären sie zu Hause. Die Dritte, unstreitig die Jüngste und Schönste, saß in einiger Entfernung neben ihrer Mutter. Die Umgebung schien sie nicht im geringsten zu kümmern. Als der Prinz mit seinem Gefolge eintrat, verrieth sie lebhaftes Interesse, das sich aber hauptsächlich auf

Pfauenburg zu beziehen schien, der, als ob er einem geheimnißvollen Winke folge, auch sogleich an ihrer Seite war.

„Das Blond Ihres Adjutanten wird unseren Frauen gefährlich," bemerkte der Gouverneur zum Prinzen.

„Die Lehre von den Ergänzungsfarben," entgegnete dieser gutgelaunt und wischte sein Glas. „Famoser Typus hier," rief er nach Musterung des hübschen Mädchens, „aber merkwürdig gleichmäßig — immer dieselbe Form. Ich habe eine ganz ähnliche junge Dame schon in Cordova gesehen und gestern vor unserem Fenster. Gleichen sich untereinander wie Wassertropfen."

Aber während sie dem Prinzen bekannt schien, war sie dem Grafen Almarica, der die Tänzerinnen noch dazu selbst ausgesucht hatte, vollständig fremd.

Er rief nach dem Wirth, in dessen Lokal er nicht zum ersten Mal eine solche Festlichkeit veranstaltete.

„Wer ist die Fremde, die an Stelle der Petra gekommen?"

Der Wirth zuckte die Achseln. Auch in Sevilla

weiß ein Wirth nie, was er nicht wissen will. Ob diese nicht noch schöner als die Petra sei?

„Wer aber bürgt uns, daß sie tanzen kann?" meinte der Graf besorgt.

Das Orchester bestand aus zwei braunen, halbwüchsigen Burschen, von denen der Eine die Guitarre riß und der Andere die Panderete schlug. Sie stimmten jetzt den Fandango an.

Sogleich erhoben sich die beiden Cigareras aus dem Kreise ihrer Verwandten, warfen die Mantillen ihren Müttern zu und traten zum Tanze an.

Der Fandango ist eine Pantomime zwischen zwei Liebenden, die sich abwechselnd bald zu verlieren, bald wiederzufinden scheinen, während die mit den Castagnetten erhobenen Hände Bewegungen in der Luft beschreiben, als ob sie nach Blumen griffen, die ihnen zuflögen.

Die Spanier in einem Café werfen aber keine Blumen; sie werfen ihre Hüte zu den Füßen der Tänzerinnen.

Anita und Pilar hatten sich über Mangel an Hüten nicht zu beklagen, als sie den Fandango zusammen und dann die Jota und den Bolero Jede

einzeln tanzten. Trotzdem war es Allen, als ob die Krone des Abends jene dritte Tänzerin sei, die nun erst in den Kreis trat.

Sie stand einen Augenblick unbeweglich, als ob sie der Aufforderung des Grafen Almarica warte. Nur der rechte Fuß glitt prüfend auf dem Boden hin und her; er schien ihr nicht recht einladend zum Tanzen.

„Qué pié — qué pié“ flüsterte man in den Reihen, denn selbst in Andalusien war ein so zierliches Füßchen eine Seltenheit.

Wer nicht vorn einen Platz gefunden, erhob sich auf den Fußspitzen. Die Letzten stiegen auf Stühle, um sie besser sehen zu können. Einen Augenblick war es still — das Schweigen der Erwartung.

„El Jaleo!“ rief da plötzlich Einer und: „Jaleo, Jaleo!“ klang es von allen Seiten, als sei dem allgemeinen Wunsche damit ein Ausdruck gegeben.

Aber die Tänzerin zögerte noch. Der Jaleo — ein spezifisch sevillanischer Tanz — ist von der spanischen Censur schon manchmal vom Programm gestrichen worden. Der Gouverneur sah den Prinzen an, der den Blick höchst unverständlich fand; dann

sah er das Mädchen an, und als ob er selbst nicht recht widerstehen könnte, rief er den beiden Musikanten zu:

„El Jaleo!“

Ein donnernder Applaus dankte für die Erlaubniß.

Mit schrillem, etwas pfeifendem Tone begann einer der Burschen die Melodie des Tanzes zu singen, dessen eigenthümlicher Rhythmus bald von der Guitarre und Panderete unterstützt wurde.

Das junge Mädchen aber hatte sich aufgerichtet und einen Blick mit Pfauenburg zu tauschen gesucht — was nicht schwer fiel, da er seine Augen unverwandt auf sie gerichtet hielt — als ob sie daraus Ermuthigung schöpfen müsse. Dann hatte sie zu tanzen angefangen.

Der Jaleo ist ein Tanz, der jeder Beschreibung spottet. Ein Balletmeister, der ihn von einer Cigarera aufgeführt sähe, würde vielleicht bestreiten, daß er überhaupt unter die Tänze zu zählen sei. Er besteht aus einer Reihe stolzer und doch feuriger Bewegungen, die von Leidenschaft durchglüht sind, ohne je lüstern zu erscheinen. Die seltene Schönheit der jungen Andalusierin kam dabei zur vollsten Geltung. Wie eine Flamme, die, eingeengt, sich zu befreien strebt,

loderte die Leidenschaft aus jeder Bewegung — sie sprach aus den Augen, dem halbgeöffneten Munde, den ausgebreiteten Armen . . .

Als sie, wie erschöpft, inne hielt, erscholl ein Beifall ohnegleichen und dreißig bis vierzig Hüte flogen zu ihren Füßen.

Der eine streifte dabei das Ohr des hohen Reisenden, der nachdenklich wurde, als der Uebelthäter nur mit einem leichten: „perdóname usted,“ das Vergehen sühnte.

In Sevilla geht Gottesdienst zwar auch nicht immer vor Herrendienst — Frauendienst aber geht vor allem andern.

Auch Georg von Pfauenburg hatte seinen Hut geschleudert. Das junge Mädchen, nachdem sie sich gebückt und zum Scheine lange unter den Hüten gewählt, ergriff — Jeder hatte das vorausgesehen — gerade diesen, den sie auf alle nur möglichen Arten aufprobirte. Er kleidete sie reizend. Bald schob sie ihn zurück, bald nach vorn, bald nach dieser, bald nach jener Seite. Von Zeit zu Zeit aber nahte sie einem der anwesenden Herren mit einer koketten Bewegung, als wolle sie ihm den Hut aufsetzen. Kam

ihr dieser aber mit seinem Kopfe entgegen, als ob er ihn empfangen wolle, drehte sie sich schnell auf der Spitze ihres Fußes um und war mit einem Sprunge bei einem Andern, um ihn, wie seinen Vorgänger, zum Besten zu haben. Und bei jedem neuen Irrthum erscholl erneutes Lachen, Schreien, Applaudiren. Nachdem sie so wie ein Schmetterling zwischen Blumen eine Weile suchend und wählend auf und ab geschwebt, blieb sie plötzlich hochathmend vor Georg stehen und setzte ihm den Hut auf den Kopf.

Er nahm den Hut und mit dem Hute ein wenig ihre Hand und drückte sie innig.

„Merkwürdig, was Blond hier für Effekt macht!" sagte der Prinz mit einer Anwandlung von Eifersucht, denn er hatte sich geschmeichelt, sie werde ihn als den Vornehmsten auszeichnen.

Doch davon ließ er sich nichts merken und ging mit seinen Begleitern auf das schöne Mädchen zu, um ihr seine Huldigung darzubringen. Einstimmig war man der Meinung, daß man es hier mit einem Tanzgenie zu thun habe.

„Wie Correggio aus sich selbst Maler wurde," sagte der Prinz, dessen Spanisch in Andalusien be-

deutende Fortschritte gemacht hatte, „sind Sie aus sich selbst zwischen Tabaksblättern zur Charaktertänzerin geworden . . ."

Die Angeredete schwieg, aber sie machte mit den Händen eine abwehrende, ausdrucksvolle Bewegung.

„Nachdem wir Sie entdeckt, liebes Kind," fuhr er fort, „wäre es Verbrechen an der Kunst, Sie in Verborgenheit zu lassen — Sie müssen an's Licht — an's Licht der Lampen!"

„Natürlich! Mit diesem Talent tanzt man nicht bloß in einem Café!" stimmte der Gouverneur ein.

„Sie müssen zum Ballet — sind dafür geboren," fing der Prinz wieder an und frohlockte, denn er sah sie im Geiste schon auf der Hofbühne seines Landes, den Jaleo tanzend — sah sie nach der Vorstellung, überschüttet von Beifall und Auszeichnungen, zu ihm, ihrem Gönner, eilen, süße Dankbarkeit im Blick . . . „Können Sie etwas Herrlicheres denken, als einen vollen Saal, der Ihnen zujauchzt," rief er, „als Verehrer der Kunst, die Sie auf Händen tragen?"

„Ach — ich kann mir noch etwas viel Herrlicheres denken," sagte sie und seufzte; sie wußte, daß Einer verstehen würde, was sie damit meine.

„Sie sind ein köstlicher Tausch für die kleine Petra — doch wie in aller Welt kamen Sie an ihre Stelle?“ frug Graf Almarica.

Sie schien einen Augenblick um die Antwort verlegen. Das Publikum aber, das die ganze Unterredung nur für eine Schmälerung des noch in Aussicht stehenden Genusses hielt, fing an ungeduldig zu werden und verlangte stürmisch nach einer Seguidilla.

Der Graf mußte an seinen Platz, ohne die Antwort erhalten zu haben.

Die beiden ersten Tänzerinnen, so anmuthig sie auch waren, fühlten doch, daß sie neben der dritten kein Glück mehr machen würden. Wie in stillschweigender Uebereinkunft blieben sie auf ihren Plätzen und diese trat wieder vor.

Guitarre und Panderete begannen eine Seguidilla.

Die Tänzerin aber kreuzte die Arme, warf den Kopf trotzig zurück und fing an — ein wenig erst — wie eine launische Frau, mit den Füßen auf den Boden zu stampfen. Eigenthümliche Bewegungen des Kopfes und der Hüften begleiteten das Stampfen, das fortwährend zunahm. Aus der Laune wurde Ungeduld, die Ungeduld steigerte sich zur Leidenschaft,

die Leidenschaft aber zu einem wahren Delirium, an dem das Publikum mit einem Applaus theilnahm, als solle der Saal zusammenbrechen.

Das Entzücken der Sevillaner, denen eine Tänzerin die Seguidilla zudanke tanzt, kennt keine Grenzen. Wie vorher flogen alle Hüte zu ihren Füßen.

„Qué muchacha salada!“ (was für ein gesalzenes Mädchen!) rief der Gouverneur und rieb sich vergnügt die Hände.

„Está muy salada!“ stimmte Graf Almarica bei, denn „gesalzen“ ist der Superlativ andalusischer Anerkennung, über den Niemand hinauskann.

Und: „Salada, Salada!“ schrie frenetisch der Prinz, den der Enthusiasmus fast zu einem Eingeborenen machte.

Nur Pfau von Pfauenburg war verstummt, nachdem er mit leidenschaftlicher Hingebung im Blick, mit vor Spannung halbgeöffneten Lippen jeder Bewegung der Tanzenden gefolgt war.

Der Prinz, dem man die Wahl unter den Grazien überlassen und dem diese nicht schwer geworden, bot ihr seinen Arm, um sie zu Tisch zu führen. Georg folgte so dicht, als handle es sich wirklich darum, diesmal einen Schatten vorzustellen.

In Spanien, wo man Essen und Trinken nur wie eine Pflicht zu betrachten scheint, die man der Erhaltung seines Körpers schuldig ist, sind die leiblichen Genüsse, die solchen Lustbarkeiten folgen, äußerst frugal. Mit einem Dutzend Flaschen Montilla, einigen kalten Schüsseln und einer Auswahl beliebter Dulces für die Damen glaubte man selbst den Fremden gegenüber Außerordentliches geleistet zu haben.

Keiner aß mehr, als zur Stillung seines Appetites nöthig, oder trank mehr, als erforderlich, seinen Durst zu löschen. Trotzdem überstieg die Lustigkeit alle Grenzen; es war ein Rausch, an dem der Wein keinen Antheil hatte. Einige sangen, Andere improvisirten Verse, dank der wunderbaren Sprache, die jeden Begeisterten auch gleich zum Dichter macht.

Der Prinz legte seiner Nachbarin eine kandirte Batate vor, die sie auf die Gabel nahm, mit ihren frischen Zähnen ein Stückchen abbiß, und ihm den Rest an den Mund hielt. Das war spanische Art, ihm eine Auszeichnung zu erweisen. Er aber, der dem Montilla etwas mehr zugesprochen als die Südländer, und den ihre Nähe ohnehin entzündete, wollte dafür mit deutscher Ungenirtheit den Arm um

sie legen. Erschrocken und mit der Würde einer Königin bog sie sich zurück. Georg, der an ihrer andern Seite saß, warf ihm einen Blick zu — es war nur gut, daß sie sogleich mit ihrem hübschen Köpfchen den bösen, eifersüchtigen Blick maskirte.

Wäre der Prinz in diesem Augenblicke nur Prinz gewesen, so hätte er sich pflichtschuldigst erzürnen müssen. Aber seine fürstliche Hoheit erschien ihm eben wie durch einen Nebel verhüllt. Er sah in Georg nicht seinen Untergebenen, sondern nur den Liebeskranken, den er zu heilen sich vorgenommen. So mußte er plötzlich lachen — es wäre ihm geradezu unmöglich gewesen, zornig oder nur ernst zu sein.

„Bravo, Pfauenburg, mein Sohn!" rief er auf Deutsch mit etwas schwerer Zunge. „Bravo! Stern von Madrid — untergegangen, aber: l'amour est mort — vive l'amour!"

Er wollte dabei mit seiner Nachbarin anstoßen, die sich geängstet Georg näherte, trank dann sein Glas schnell aus und ließ es wieder füllen.

„Tänzerin in Madrid — nichts gegen diese! He, Pfauenburg, hab' ich Recht? Ach, könnte die Frau

Mutter uns sehen, würde ganz höllische Freude daran haben!"

Georg schien diese Ansicht nicht recht zu theilen, wenigstens versuchte er dem Glase des Prinzen auszuweichen, das dieser ihm über seine Nachbarin entgegenhielt.

Der Gouverneur aber hatte nach einem Blicke auf seinen Gast sich schnell erhoben und damit das Zeichen zum Aufbruch gegeben.

„Wir dürfen Euer Durchlaucht nicht über Gebühr ermüden," sagte er und bot ihm dann mit der vollendeten Courtoisie eines spanischen Kavaliers den Arm, um seinen etwas schwankenden Gang zu unterstützen. Die frische Nachtluft wandelte ihn sofort wieder in einen Prinzen um; er schien nun sogar ein besonderes Gewicht darauf zu legen, daß sein Gefolge vollzählig sei und Georg in seiner Nähe bleibe. Durch den kleinen Zwischenfall hatte seine gute Laune nicht im mindesten gelitten. Er war von der spanischen Gastfreundschaft entzückt, von den Nationaltänzen und den Tänzerinnen, besonders aber von der Einen, die sich um Jemand verdient gemacht, dem er in Freundschaft gewogen. Dabei lächelte er

bedeutungsvoll und Georg wußte nur zu gut, warum.

Es versteht sich von selbst, daß ein Prinz, auch wenn er nur ein jüngerer Sohn ist, sich den Fandango und Jaleo nicht von sevillanischen Grisetten vortanzen läßt, ohne seinem Wohlgefallen auch einen fürstlichen Ausdruck zu geben. Die Dankbarkeit war dem Genusse sogar schon vorausgeeilt und stand in Gestalt von drei Etuis mit geschmackvollen Schmuckgegenständen auf des Prinzen Bureau.

Georg — wie sich auch das wieder von selbst verstand — war zum Ueberbringer ausersehen. Bei der Einen hätte der Prinz des Botschafters gern entbehrt, aber er mußte auf die Etikette Rücksicht nehmen. Pfauenburg, der sich noch nie berufener für eine Mission gefühlt, stellte sich am frühen Morgen des nächsten Tages zum Dienst. Der Prinz hatte die Etuis eigenhändig adressirt. Dem einen fügte er noch einen kostbaren Ring bei, den er sich selbst vom Finger zog.

„Grüßen Sie mir die Kleine,“ sagte er, „versichern Sie ihr, daß dieser Ring nicht Anerkennung für ihren Tanz ist, sondern Dankbarkeit für einen

Dienst, den sie mir erwiesen, indem sie einen meiner jungen Freunde das Vergessen lehrte."

„Durchlaucht — nein, das that sie nicht! — sie darf den Ring nicht haben!" rief der junge Mann leidenschaftlich.

„Still, nur keinen Rückfall! Sie wollen nicht verrathen, daß sie die erste Andalusierin nicht ist, die Sie gesehen, mir auch recht. Mag der Ring ein Aufgeld für die Reise nach Deutschland sein. Muß à tout prix zum Ballet; werde mit Almarica Näheres besprechen. So — nehmen Sie sich Zeit — erwarte Sie sobald nicht zurück."

Georg's Weigerung betreffs des Ringes schien ihn nicht sonderlich zu beunruhigen.

„Mag er Beide lieben," dachte er, „kann ja doch nicht, wie ein Türke, Beide heirathen. So macht Eine die Andere unmöglich."

Darauf schrieb er der Gräfin Pfauenburg und bat sie, sollten die Telegramme ihre Besorgnisse noch nicht zerstreut haben, sich jetzt vollständig zu beruhigen. Georg sei heiterer, als er ihn je gesehen, und denke an nichts weniger, als sich zu fixiren.

„Alles, wie ich es vorausgesehen," schloß er,

„glauben Sie einem alten Praktikus, er kennt die Welt.“

Das Schreiben hatte ihn äußerst vergnügt gestimmt. Er faltete es zusammen und sog dabei den Duft der Akazien ein, den die Plaza de Magdalena heraufschickte.

Da brachte sein Diener die Morgenchokolade, und mit der Chokolade erschienen auf silbernem Teller die eben eingelaufenen Briefe.

Er wog den einen behaglich zwischen den Fingern, ehe er ihn erbrach. Er trug das Wappen der Pfauenburg. „Verzeihen Sie einer auf's Tiefste verletzten Mutter“ — begann er.

— „Besorgnisse sind bereits gehoben,“ dachte der Prinz. Aber als er weiter las, verschwand der heitere Ausdruck von seinem Gesichte; es war ellenlang geworden noch ehe er zu Ende kam.

„Verzeihen Sie einer auf's Tiefste verletzten Mutter,“ lautete der Brief, „wenn der Kummer um ihren Sohn sie vielleicht die Rücksicht vergessen läßt, die sie Eurer Durchlaucht schuldet. Heut' erst, als ich, von höchster Seite in meiner Bedrängniß unterstützt, eine günstige Nachricht betreffs des Engagements

der Señorita Paz in Paris erhielt, setzte ich mich mit dem Direktor des königlichen Ballets in Verbindung, um eine Aufhebung ihres Kontrakts zu bewirken. Da erfuhr ich zu meinem Entsetzen, daß sie zu gleicher Zeit mit meinem Sohne abgereist sei. Von der Unwiderstehlichkeit, die sie Männern gegenüber leider besitzt, hatte sie Gebrauch gemacht und sich einen Urlaub ausgewirkt, um in Sevilla eine von ihr hochverehrte Person in großem Kummer durch ihre Gegenwart zu trösten. Wer diese ‚hochverehrte Person‘ sei, war leicht zu errathen.

„Meine Hoffnung ist gering, unser Wappen vor einem Fleck zu bewahren, der es für immer verunglimpfen würde; gelingt es Eurer Durchlaucht aber, meinen Sohn aus den Netzen der schlauen Verführerin zu retten, so wird der Segen einer unglücklichen Mutter Ihnen folgen.“

Der alte Praktikus in Liebessachen stieß ein paar kurze Flüche aus, welche nichts weniger als Zeichen höchster Befriedigung waren, und übergab seinen eigenen Trostbrief an die Gräfin den Flammen. Dann, ohne die Chokolade nur zu berühren oder der Toilette vorher die gewohnte Sorgfalt zu schenken,

setzte er sich nach der Straße der Abaden in Bewegung. Dort wohnte die junge Dame, deren Bekanntschaft ihm so außerordentlich werthvoll für seinen Schützling erschienen war. Er knirschte vor Aerger mit den Zähnen, daß er, die alte Spürnase, von dem unreifen Volke hintergangen worden war.

Seine Vermuthung, daß Georg sich noch bei der Verführerin befinde, erwies sich als vollkommen begründet.

„Sie haben mein Vertrauen getäuscht, Graf von Pfauenburg!“ rief er diesem ohne weitere Einleitung vorwurfsvoll entgegen und bemühte sich, das Tanzgenie nicht anzusehen, das ihm, erschreckt durch seine strenge Miene, zu Füßen gefallen war. Es versteht sich, daß in unmittelbarer Nähe auch die Mutter kniete.

„Durchlaucht,“ sagte Georg, „Ihre Nachsicht hatte mich zu großen Freiheiten berechtigt, heut' besonders ...“

„Tatata,“ fiel ihm der Prinz in's Wort, „wissen recht gut, daß ich nicht vom Dienst rede. Cour machen — meinetwegen. Werden aber hoffentlich wie ein Cavalier handeln und Thorheit nicht weiter treiben.“

Georg war bleich geworden.

„Ich werde wie ein Cavalier an Señorita Paz handeln!“ sagte er stolz.

„Cavalier hat Pflichten gegen seine Ehre und seinen Namen zu erfüllen ...“

So weit war er gekommen, da — er konnte es nicht verhindern — mußte er zu ihr niederblicken. Als sie ihn so harte Worte mit ihrem Geliebten reden hörte, deren Sinn sie am Klang errieth, hatte sie nämlich seine Hand ergriffen und jetzt fiel eine Thräne darauf.

Eine weinende Frau traf immer die Stelle, wo er sterblich war — eine weinende Andalusierin von solchem Liebreiz aber fand ihn ganz besonders sterblich. Noch dazu lag sie jetzt zu seinen Füßen, wie sie ihm gestern vorgeschwebt, als er sich ihren Gönner träumte.

Trotzdem versuchte er es noch, seinen entschwindenden Zorn festzuhalten und riß sich fast gewaltsam von ihr los.

„Haben Sie doch Mitleid mit Ihrer unglücklichen Mutter!“ rief er mehr feierlich als zornig. „Sie dürfen eine Tänzerin nicht heirathen!“

„Ich habe den Fall vorbedacht," antwortete Georg so ruhig, als ihm möglich, „Señorita Paz wird die Bühne verlassen und bis zu unserer Vermählung . . ."

„Pfauenburg, das ist Ihr letztes Wort nicht!"

„Wenn ich mein Wort noch einmal zu vergeben hätte, würde Paz Sandoval es zum zweiten Mal empfangen."

Der Prinz, längst überzeugt, daß Pfauenburg keinen dummen Streich machen würde, ob Prinzen, inkognito oder nicht, auch stundenlang ihre Beredtsamkeit an ihm verschwendeten, beschloß, sich wenigstens den Anblick der Flehenden nicht so ganz unnöthig zu versagen. Er ergriff ihre Hand — sein Ring, den sie angesteckt, war freilich viel zu weit — hob sie auf und streichelte ihr von Thränen überströmtes Gesicht.

Seine Freundlichkeit schien den Ausbruch ihres Schmerzes nur noch zu verstärken; sie schluchzte förmlich.

„Ich habe ihn so lieb," rief sie dazwischen, „so lieb!"

Es giebt Frauen, die es nicht wagen dürfen, zu

schluchzen, wenn sie etwas erreichen wollen. Paz machte der Schmerz nur noch reizender.

„Wäre im Grunde,“ dachte der Prinz, „auch eine Acquisition für unser Land und das kommende Geschlecht der Pfauenburgs, wenn sie selbst den Jaleo nicht auf der Bühne tanzte,“ und immer mehr bereute er, so schnell telegraphirt zu haben.

„Sandoval sagten Sie?“ fing er dann nachdenklich zu Georg wieder an. „Sandoval y Bejar — altes sevillanisches Geschlecht, pauvre, aber sehr nobel — ließe sich da nicht kleine Verwandtschaft herstellen?“

„Señorita Paz wird mein Wappen führen, das genügt mir.“

„Tatata — werde mich auch nicht um Ihretwillen bemühen, mein Lieber.“

Und er streichelte und tröstete die kleine Paz immer väterlicher, als ob er ausdrücken wolle, für wen er sich aufzuopfern gedenke.

Die Mutter aber hatte sich diesmal wirklich schon seit geraumer Zeit entfernt und brachte jetzt vier sehr kleine Tassen vortrefflicher Chokolade — Spanier trinken ihre Chokolade bekanntlich aus Fingerhüten

— und Weißbrod, was dem Prinzen in's Gedächtniß rief, daß er noch nicht gefrühstückt habe.

Wenn man an Jemandes Tisch sitzt, sein Brod bricht und von seiner Chokolade trinkt, so ist es mit dem Zorn schon so ziemlich vorbei. Georg hatte viele glückliche Stunden in Sevilla verlebt, aber die glücklichste war doch diese Morgenstunde, die so aufregend begonnen und so beruhigend endete. Der Prinz hatte Paz versprochen, ehe er mit väterlicher Zärtlichkeit von ihr Abschied nahm, ihren Anwalt bei der Gräfin Pfauenburg zu machen, und Georg wußte, was das zu bedeuten habe.

Daß es keine leichte Sache war, wird Jeder zugeben. Natürlich mußte es in einem zweiten Briefe geschehen; er begann:

„Theure Gräfin!

„Die Telegramme ...“

„Ach, die vermaledeiten Telegramme,“ brummte er dazwischen, „muß versuchen, sie zum Besten zu wenden.“

„Die Telegramme werden Sie schon benachrichtigt haben, daß ich bewußte Sache unterwegs günstiger beurtheilte als in Madrid. Ich bemerkte schon auf

der ersten Station, daß Señorita Doña Maria de la Paz Sandoval y Bejar und deren Mutter auch mit unserem Zuge nach ihrer Vaterstadt Sevilla reisten. Diese Damen gewinnen aber bei näherer Bekanntschaft. Als alter Praktikus verstehe ich mich auf Frauen. Aeußere Reize — nichts; innerer Werth — Alles . . .

„Hm — hm!“ machte er ganz von ungefähr, als ob ihm die Feder plötzlich durchgegangen wäre. „Señorita Paz ist brav, intelligent und selten edle Tochter; sie läßt ihre alte Mutter nicht eine Minute allein . . .“

Darin hatte der Prinz vollkommen Recht; er hatte sie stets beisammen gesehen.

„Eine gute Tochter aber wird auch gute Schwiegertochter sein — parole d'honneur! Georg brennt, sich zu Ihren Füßen zu werfen — machen Sie ihn glücklich und ich werde bei Hof Alles in's Geleis bringen.“

Daß der Prinz nicht in der Achtung der Gräfin Pfauenburg stieg, als sie diesen Brief erhielt, weder als Praktikus in Liebessachen, noch als scharfsinniger Beobachter, läßt sich denken. Die Heirath schien auch

ihr jetzt unvermeidlich, es galt nur noch, sie vor der Welt so vortheilhaft als möglich aufzuputzen.

Georg hatte ihr auch geschrieben — fest in der Hauptsache, sonst demüthig, zärtlich und voll kindlicher Anhänglichkeit. Er bat, daß sie ihm und dem Prinzen — und noch einer dritten Person bis Aranjuez entgegenkommen möchte.

Ihr Stolz bäumte sich, sie rang die Hände — sie war vernachläßigt und hintergangen worden. — Aber als die Stunde des Rendezvous nahte, trocknete sie doch ihre Augen, reiste nach Aranjuez, schloß den Ungetreuen in die Arme und — die kleine Paz dazu.

Der alte Praktikus, der dabei stand, hätte das letzte schwere Opfer sehr gern an ihrer Stelle gebracht.

Pilar.

Es war an einem schönen Frühlingstage, als Don Manuel de Vargas, den man in Sevilla den tollen Grafen nannte, sich's einfallen ließ, einem hübschen Mädchen, das er ein paar Stunden vorher auf der Promenade gesehen, ein Ständchen zu bringen. Sein Freund, Don Rafael, hatte sie ihm genannt: Enriquita Corde . . . nein, Conve . . . er hatte den Namen schon wieder vergessen. Was that das auch? Er wollte ja nicht ihren Namen feiern, sondern ihr schönes blondes Haar, eine Seltenheit am Guadalquivir.

Auch ihre Wohnung hatte ihm Don Rafael beschrieben. „Schräg über von der Kathedrale steht in der Nische eines alten Thorwegs ein Muttergottesbild, Tag und Nacht brennt eine Lampe vor dem Bilde. Drei Häuser von diesem Thore“ . . .

„Rechts oder links?“ fragte sich Don Manuel, und um den Musikanten doch eine etwas genauere Angabe machen zu können, winkte er seinem Diener Jaime und ging selbst, das Haus zu suchen.

Dort war das Thor — richtig — übrigens kennt es Jeder, der Sevilla bewohnt. Dann aber folgte rechts das alte Münzgebäude, links der Alkazar mit seinen Nebengelassen. Von da aus freilich hatte er die Auswahl . . . das dritte Haus nach rechts oder nach links . . .

Er schlug sich vor die Stirn. Als ob das nicht gleichgültig wäre! Bei einem Ständchen würden sich ja alle Fenster des Platzes öffnen und alle jungen Mädchen heraussehen — selbst in der Nacht mußte die Blonde von den Braunen zu unterscheiden sein.

„Dort!“ rief er Jaime sehr bestimmt zu und zeigte auf ein zweistöckiges Haus mit flachem Dache.

Er hatte sich plötzlich für dieses entschieden, weil er eine jugendliche Gestalt, die ihm mit Enriquita Aehnlichkeit zu haben schien, hinter den Jalousieen bemerkte. Ein Stück der Gartenmauer des Alkazars, die an jenes Haus stieß, schien zudem für das Hinaufklettern zu den Fenstern äußerst günstig. Es war

ihm fast, als ob Don Rafael der Mauer erwähnt habe.

„Dort — um elf Uhr, Jaime!“

Es war kaum Zehn. Er ging darum noch nach der Schlangengasse, um bei der Jacinta, welche bekanntlich die schönsten Blumen in Sevilla feil bietet, einen Strauß Rosen für die Blonde auszusuchen. Dabei verplauderte er sich mit der hübschen Verkäuferin, so daß er das Ständchen wahrscheinlich ganz vergessen haben würde, wäre Jaime nicht zur rechten Zeit gekommen, um ihn abzurufen. Der Diener hatte das „Orchester,“ bestehend aus sechs Musikanten, dessen der Graf sich bei ähnlichen Gelegenheiten schon bedient, nicht angetroffen. Sie waren bei einer kirchlichen Feier verwendet worden.

„Elender — so hättest Du sechs Andere auftreiben müssen!“ rief Don Manuel entrüstet.

„Ich engagirte Sanchez,“ entschuldigte sich der Diener, „die beste Guitarre . . . er wird sein Möglichstes thun, das Orchester zu ersetzen — er wartet bereits . . .“

Der Graf stürzte fort. Es war ihm plötzlich ein Gedanke gekommen, das Abenteuer auf andere Weise

einzuleiten. Er selbst hatte eine gewisse Fertigkeit auf der Guitarre erlangt, obwohl sie bei vornehmen Liebhabern längst aus der Mode gekommen ist. „Mit Unrecht,“ dachte Don Manuel, nahm das Instrument, warf der „besten Guitarre“ ein paar Goldstücke zu und schwang sich mit einem kühnen Satze — Uebung hatte den Meister gemacht — auf die alte Gartenmauer des Alkazar.

* *
*

Das zweistöckige Haus, das Don Manuel sich ersehen, gehörte der neunzigjährigen Señora Rita Molina, die es mit ihrer Großnichte und einer nicht viel jüngern Dienerin bewohnte.

Doña Rita hatte an diesem, wie an jedem Abend, Schlag zehn Uhr ihr weißes Nachtkleid übergeworfen und sich auf einen niedrigen Stuhl vor das Kohlenbecken gesetzt. Dann hatte sie sieben Papilloten aus Papier geschnitten und ihr struppiges weißes Haar in sieben Strähne getheilt. Als jede der sieben Papilloten mit ihrem Theil versehen, warf sie den Kopf zurück, daß die Falten ihrer Pergamenthaut sich noch tiefer furchten, und seufzte, wie nach einer schweren

Arbeit. Hierauf streckte sie die verknöcherten Finger über das bronzene Becken und merkte es nicht einmal, daß die Kohlen längst ausgegangen waren. Allmälig sank ihr Kopf zurück; schwere Lider legten sich auf die braunen, noch immer lebhaften Augen, sie fiel in Schlaf. Stundenlang pflegte sie oft in dieser Stellung zu verharren; Niemand durfte sie wecken. Heut schlug der Hund des Barbiers von gegenüber an. Das laute Bellen brachte sie zur Besinnung.

Sie griff mechanisch nach einem Fächer von Binsen, der neben ihr lag, und bewegte ihn gegen die Kohlen. Dabei wurde sie gewahr, daß diese nicht mehr glühten.

Mit einer heftigen Bewegung sprang sie auf.

„Pilar!"

„Was willst Du, Großmütterchen?"

„Ich will nicht frieren! O, das elende Leben in der Kälte! Du läßt mich frieren, Pilar! Während Du am Fenster sitzest und nach einem Liebsten schielst, muß ich frieren!"

„Aber, Mütterchen . . ."

„Schweig! Ihr jungen Dinger von heut' seid ein dummes, nichtsnutziges, tolles, verliebtes Volk!"

Bei jedem dieser Worte schlug sie zur Bekräftigung mit der knöchernen Faust auf die Stuhllehne, und bei jedem Schlage fuhren die Papilloten auf ihrem Kopfe mit den gespreizten papierenen Armen gegen einander.

Pilar nahm die dreiarmige Oellampe vom Tisch und wollte die Alte mit sanfter Gewalt in's Nebenzimmer führen.

„Es ist spät — so komm' nur, im Bett wirst Du Dich erwärmen!"

Es war keine leichte Arbeit. Der Zorn hatte sie völlig ermuntert und sie wollte nichts vom Schlafen hören. Da sprang eine große, gefleckte Katze, die bis dahin ruhig auf dem Sopha geschnurrt hatte, herab, machte einen Buckel und krallte sich an der alten Frau in die Höhe.

„O, Liebchen!" rief diese. „Mietz, Mietz . . . ja, du meinst es noch gut. Du hast auch eine Seele, und ich werde für deine Seele eine Messe hören! Komm', Mietz, Mietz, du sollst bei mir schlafen!"

Der Anblick des Lieblingsthieres hatte sie auf andere Gedanken gebracht. Sie ließ sich jetzt fortführen und lag bald in tiefem, todtähnlichem Schlaf.

Pilar klinkte die Thür ein und schlich auf den

Zehen zurück an's Fenster. Es that ihr wohl, die Nachtluft zu athmen, die mit dem Duft von Rosen, Heliotropen und Orangenblüthen gewürzt war. Gegen den Himmel zeichnete sich der Dom in schattenhaften Umrissen. Sie ließ den Blick darüber hingleiten und wußte nicht einmal, daß sie ein großes Kunstwerk vor Augen hatte, um dessen Nähe sie Mancher beneiden konnte.

Alles, was ihr die Kirche in's Gedächtniß rief, war die Frühmesse. Um fünf Uhr wurde die Glocke dazu geläutet. Wenn sie der Messe nicht beiwohnte, während die Alten noch schliefen, war jede Gelegenheit, das Haus zu verlassen, für den Tag verloren. Man mußte sie draußen in der Welt vergessen haben — wer hatte sie auch je da gekannt! Es giebt Frauen, die zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt sind — die dazu geboren scheinen . . .

Da klang durch ihre traurigen Gedanken plötzlich leises Präludiren auf einer Guitarre, dann eine Stimme:

„Komm' mit mir, Liebchen —
Die Nacht ruft —
Das große Mondauge leuchtet . . .
Komm', Liebchen, la, lalala, la
Komm'!"

Der Domplatz ist meist still in der Nacht; das lebhafte Treiben zieht sich mehr nach dem westlichen Theile der Stadt, wo sich Theater, Casino's und öffentliche Gärten befinden. Aber jetzt wieder, noch näher klang es:

„Komm' mit mir, Liebchen —
Die Nacht ruft —"

Sie bog den Kopf bis an's Gitter — es war ihr, als ob da unten eine Stimme locke, daß sie kommen und auch ihr Theil Freude am Leben nehmen möge. Eine unendliche Sehnsucht stieg in ihr auf — sie griff mit beiden Händen nach den Eisenstäben, welche den Balkon umschlossen. Zum ersten Male fühlte sie sich wie in einem Gefängnisse . . . ein leidenschaftlicher Schmerz erfaßte sie — sie brach in Schluchzen aus . . .

Dabei hatte sie nicht bemerkt, daß Guitarre und Gesang wieder verstummt waren. Aber was bedeutete das? Ganz dicht an ihrem Ohre rief jetzt eine leise Stimme:

„Enriquita!"

Sie trocknete die Augen und zwang sich, ruhiger zu athmen. — Wenn man ihr Weinen bemerkt hätte!

„Enriquita!"

„Ich heiße nicht Enriquita, ich heiße Pilar!" sagte sie, als ob sich eine Antwort ganz von selbst verstände. Die Sorge, der Stimme die gewöhnliche Festigkeit zu geben, damit sie nichts von dem eben gefühlten Schmerze verrathe, ließ sie für den Augenblick die Dreistigkeit des Anredenden ganz vergessen.

„Pilar — ich rief doch Pilar?" flüsterte Don Manuel, schnell gefaßt und bemühte sich, die Züge des Mädchens im Dunkel zu erspähen, von dessen Verzweiflung er soeben Zeuge geworden war. Ein weinendes Mädchen mit so süßer Stimme, vielleicht von wunderbarer Schönheit . . .

Sein Herz war im Augenblick ganz von ihr erfüllt. Wenn sein Blut sie hätte glücklich machen können — ohne jeden andern Lohn, als das Bewußtsein, ihr zu dienen, würde er es sofort verspritzt haben — ein echter Andalusier.

„Pilar — ich bin hier, um Ihnen zu helfen — ich komme von . . . von . . ."

„Von ihm?" rief sie, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, und lehnte ihr Gesicht dicht an das Gitter. „Santa Maria, José! So lebt er noch! Er lebt!"

Von wem sprach das Mädchen? Als ob er sie schon seit Jahren ausschließlich geliebt habe, packte es den Grafen wie Eifersucht.

„Nein, ich komme nicht von ihm!“ rief er trotzig, als ob es sich um einen Nebenbuhler handle. „Nicht er schickt mich her . . . wie lange haben Sie nichts von ihm gehört?“

„Ich war sechs Jahre, als meine Mutter starb und mein Vater nach der Havanna ging. Sie sagen Alle, daß er dort am gelben Fieber gestorben sei. Aber weil wir doch keine sichere Nachricht darüber haben . . . manchmal hofft man doch . . . die Heiligen lassen sich manchmal doch auch erbitten . . . ich dachte, er könne wiederkehren, weil ich es so sehr wünschte.“

Don Manuel athmete, als sei eine schwere Last von ihm genommen.

„Und *sie* ist hart — grausam?“ fragte er. Es mußte ja eine Frau sein, die sie gequält hatte; welcher Mann hätte dem armen Mädchen wehe thun können? Eine eifersüchtige, unbarmherzige Frau hatte sicher diese Thränen verschuldet.

„Sie ist sehr alt,“ sagte Pilar, ohne sich nur zu

besinnen, „am Tage unserer Jungfrau von Guadalupe wurde sie neunzig Jahre. Man hat kein Recht, sich über die Alten zu beschweren, meint der Pater Domingo. Doña Rita hat mich erziehen lassen, und ich danke ihr Alles — meinen Unterhalt . . . mein . . .“

„Pilar,“ sagte Don Manuel, welchen die Wohlthaten der alten Doña Rita wenig interessirten, „Sie weinten, als ich zu Ihnen trat — leugnen Sie es nicht, daß Sie Kummer haben . . . wer — wer hat Ihnen wehe gethan?“

Sie schwieg. Was hatte sie auch zu klagen? In ihrem ganzen Leben hatte sie sich nicht so glücklich gefühlt, als in diesem Augenblick, obgleich es ihr schwer geworden wäre, sich Rechenschaft zu geben, woher ihr diese Empfindung käme.

„Ich bin nicht mehr unglücklich,“ sagte sie aufrichtig.

„Erinnern Sie sich, Pilar, daß Sie in mir einen Freund haben, der zu jeder Stunde, zu jeder Minute bereit ist, sein Leben für Sie zu lassen — geben Sie mir Ihre Hand, Pilar . . .“

Sie zögerte noch.

„Wer schickt Sie zu mir? Ich kenne Sie nicht . . .“

„Sie nannten den Pater Domingo . . .“ Er klammerte sich an den Namen und beschloß, sich der Person dieses Paters zu seinen Gunsten zu versehen.

„Der Pater Domingo?“ und sie streckte ihm ihre Hand durch's Gitter entgegen, die er leidenschaftlich erfaßte, um sie nicht wieder freizugeben. „Ja, wenn der Pater Domingo Sie sendet . . .“

„Hier sind Rosen, Pilar . . .“ flüsterte er, indem er seine brennenden Lippen auf ihre Hand drückte . . . „ich heiße Manuel, und morgen komme ich wieder“ — noch ein Kuß. — „Oben von der Giralda schlägt's Mitternacht — was für einen schönen Klang die alte Glocke hat — ich muß sie oft aus dieser Nähe hören! Dort geht der Mond auf und zeigt mir Deine Züge — Du bist schön, Pilar, so schön wie Maria Padilla war, die dort in dem marmornen Becken sich badete — siehst Du es da durch's Orangenlaub glänzen? Willst Du mich lieb haben, Pilar, wie ich Dich liebe? Willst Du, Süße? Sage ja, Pilar — sage . . .“

Das „Ja“ war ihr von den Lippen gekommen, sie wußte selbst nicht wie.

Da drang ein schriller Ton aus der Nebenstube.

„Die Großmutter ist erwacht," schrie sie verstört, als ob sie selbst aus einem Traum aufgeschreckt werde, „sie ruft, ich muß zu ihr! Großmutter, ich komme!" hörte er sie noch rufen, nachdem sie ihm ihre Hand entrissen und verschwunden war.

*   *
*

Zehnmal nach einander hatte Don Manuel die Mitternachtsstunde von der Giralda schlagen hören, während er auf der Gartenmauer des Alkazar stand und mit Pilar plauderte. Die Zweige eines mächtigen Citronenbaumes kamen der Gewandtheit zu Hülfe, seine schlanke Person vor neugierigen Augen zu verbergen. Niemand außer Pilar schien ihn noch erblickt zu haben. Er fand sie einen Abend wie den andern hinter dem eisernen Gitter seiner harrend. Kam er früher als er versprochen, so lohnte ihn ein dankbarer Blick. Aber es traf ihn kein Vorwurf, keine zudringliche Frage, wo er geblieben, wenn er die Zeit des Wiedersehens — manchmal absichtlich — hinausschob. Sie reichte ihm ihre Hand durch's Gitter, und all' das kleinliche Elend, das sie den Tag über in Gesellschaft der beiden kindischen Alten nieder=

gebeugt hatte, war vergessen, sobald sie den Klang seiner Stimme nur hörte, den leisen Druck seiner Hand fühlte, welche die ihre umschloß. Er war ebenfalls nicht unempfänglich für den eigenthümlichen Reiz, den diese Zusammenkünfte gewährten, nur war er nicht ganz so genügsam.

„Liebst Du mich, Pilar?“ fragte er am zehnten Abend.

Sie hob schnell die Augen zu ihm auf — es zuckte um ihre Lippen wie ein Vorwurf über solche Frage.

„Natürlich liebst Du mich!“ rief er mit der Zuversicht eines Mannes, der seines Erfolg's bei Frauen gewiß ist. „Aber wirst Du mir Deine Liebe auch beweisen?“

„Du zweifelst!“

„Sieh' doch das häßliche Gitter, das uns trennt! Pilar — wenn ich Dich nur ein einziges Mal ohne die schwarzen Eisenstangen ansehen könnte, die Dich zur Hälfte verbergen . . .“

„Willst Du um fünf Uhr Messe hören? Neben der Puerta del Perdon am Altar unserer lieben Frau von Belen, da bin ich jeden Morgen.“

Don Manuel hatte nicht dieselbe Veranlassung,

eine Frühmette zu hören, wie Pilar. Er war deshalb auch nicht ganz so geneigt, sich dieser zeitigen Frömmigkeit hinzugeben.

Es ist nicht möglich, unser Haus um diese Stunde schon zu verlassen . . .“ entschuldigte er sich.

„Wenn ich nur wüßte, wie ich die Erlaubniß von Mamita erlangte, am Tage auszugehen . . . Sie ist so streng!“

„Du gehst aus, wenn sie schläft, wie jetzt.“

Sie schien darüber nachzudenken.

„Du besinnst Dich — und Du willst mir weiß machen, daß Du mich liebst?“ rief er, den ihr Zögern verdroß. „Weißt Du nicht, daß Liebe ohne Vertrauen nicht besteht?“

„Du hast Recht, Manuel, wo soll ich Dich treffen?“

Die Zusage machte ihn so überglücklich, daß er zu Boden stürzte und den Saum ihres Kleides mit unzähligen Küssen bedeckte.

„Du antwortest nicht — wo willst Du mich treffen, Manuel?“

„Hier. Ich führe Dich dann eine Strecke die breite Mauer entlang — dort ist eine Stelle, wo man den ganzen Garten des Alkazar übersehen kann —

Alles blüht, und die Vögel werden uns ein Lied singen . . . Du wirst Dich nicht fürchten, Pilar?"

„Vor wem? Du wirst ja bei mir sein! Es wird mir nur schwer werden, das Haus zu verlassen . . ."

„Das ist Deine Sache!" rief er gebieterisch. „Ich werde Dich erwarten."

* *
*

Man weiß, wie es Argus einst ging, der hundert Augen zur Verfügung hatte, um eine schöne Frau zu hüten.

Señora Molina und ihre Dienerin Purgacion aber waren im Besitz von nur drei Augen, um eins der reizendsten Mädchen Sevilla's zu bewachen. Purgacion hatte das linke Auge bei einem Feuerwerke eingebüßt, das Sevilla zur Verherrlichung eines Regierungswechsels veranstaltete. Sie wußte nicht mehr, ob sie der Republik oder dem Königthum den Verlust zuzuschreiben hatte.

Die Bewachung war den Alten übrigens bis jetzt leicht geworden, obgleich Schlösser und Riegel nichts mit Pilar's Sittsamkeit zu thun hatten. Sie wußte jede Thür zu öffnen, wenn es galt, früh zur Messe

zu gehen. Der Pater Domingo hatte ihr gesagt, daß sie der alten Señora Rita zwar zu gehorchen habe, aber Gott noch mehr als dieser. Und weil er ihr auch gesagt, daß es eine Pflicht gegen Gott sei, täglich einmal die heilige Messe zu hören, so riefen die Glocken da drüben sie nie vergebens. Sie beugte jeden Morgen das Knie vor dem milden Antlitz der Jungfrau von Belen — Alonso Cano hat diesen Schatz der Kirche hinterlassen — und fühlte sich für die Mühsale, welche der Tag brachte, gestärkt, wenn sie aus der Kirche zurückkehrte.

Der Pater Domingo hatte ihr auch gelehrt, daß ein hartes Leben voll Entbehrung ein sicherer Beweis der Liebe Gottes sei. Und sie nahm es hin, wie er es sagte; der Zweifel hatte ihr reines Herz noch nicht berührt. So konnte sie sich manchmal, wenn der Abend niedersank, mit dem Gedanken trösten, daß die Liebe Gottes ihr in besonders reichem Maße zu Theil werde.

Der Pater Domingo, der solchen Einfluß auf Pilar gewonnen, war ein Kanonikus der Kathedrale und ein Verwandter ihres verschollenen Vaters, mithin auch der Señora Molina. Als Pilar zeitig verwaiste, war es seiner Fürsprache zu danken, daß die Schwe-

stern von Sankt José sie bis zum sechzehnten Jahre aufgenommen und unterrichtet hatten. Sie faßte nicht schnell, aber sie war voll Eifer und man sah sie nach Ablauf der Schulzeit nur ungern scheiden. Wieder war es der gute Pater, der sie bei der bejahrten Großtante unterbrachte. Er hoffte, daß ihr, als der einzigen weltlichen Verwandten, der nicht unbeträchtliche Besitz der alten Frau einstmals zufallen würde.

Vorderhand ging es dem armen Mädchen schlecht; sie bekam kaum satt zu essen, an Putz oder Vergnügen war nicht zu denken. Die Alte war nur noch von dem Gedanken erfüllt, ihren Schatz, ihr Gold, zu mehren. Eigene Kinder hatte sie nie gehabt und für die Kinder der Anderen fehlte ihr das Verständniß. Die Kirche, meinte sie, habe an strenger Zucht nachgelassen, und der Teufel werde bei den Neugeborenen nicht mehr eifrig genug ausgetrieben. So versuchte sie das Versäumte nachzuholen, und es war gut, daß die arme Pilar in ihrer Härte nur die Liebe Gottes vermuthete.

Im Kloster war sie nicht strenger vom Verkehr mit der Welt abgeschnitten worden als hier bei der Alten. Und bis auf die Kirchgänge hatte sie noch

keinen Versuch gemacht, sich deren Gebot zu widersetzen.

Manuel's Verlangen, sie außerhalb des Hauses zu sehen, brachte ihr den ersten Conflict der Pflichten. Sie hatte deshalb auch gestern mit dem Versprechen, zu kommen, gezögert. Nicht daß sie ein Arg darin fand, mit ihrem Geliebten ohne Zeugen zusammenzutreffen. Sie fühlte nur, daß sie diesmal gegen das Verbot der Großtante, das Haus zu verlassen, handeln müsse, ohne daß eine Pflicht gegen Gott ihr ein Recht dazu gebe.

Wäre der Pater Domingo in Sevilla gewesen, so würde sie ihn sicher um Rath gefragt haben. Der Arzt des Kapitels hatte ihn nun aber schon seit zwei Wochen an's Meer geschickt, die schwindenden Kräfte zu stärken. So mußte sie denn mit sich selbst fertig zu werden suchen.

Gott hatte sie lieb, das war gewiß, er hatte es durch unzählige Züchtigungen bewiesen. Aber warum sollte er es nicht auch durch ein großes Glück beweisen können, wie es ihr in Manuel's Liebe geworden? War sie nicht demüthiger, nicht besser, nicht opferfreudiger, seit sie Manuel kannte? Betete sie nicht

brünstiger noch als vorher? Gewiß. Und so mußte diese Liebe und Alles, was sie forderte, auch Gott wohlgefällig sein, so mußte — kurz, das Herz behielt Recht, wie es die Gewohnheit hat, in solchen Fällen immer Recht zu behalten.

Sie kämpfte nach diesen Argumenten ein gewisses Bangen leicht nieder, ein eigenthümlich beängstigendes Gefühl, das sie den Tag über stets befallen hatte, wenn sie ihres Versprechens gedachte. Als die Alten schliefen, schloß sie die Thür auf, aber diesmal nicht die, welche nach der Kathedrale, sondern die, welche nach der entgegengesetzten Seite führte. Ein kleiner, schlecht gepflegter Garten hinter dem Hause, dessen zerbröckelte Steinwände trotzdem unter blühenden Heliotropen fast verschwanden, stieß an jene Mauer, die Manuel sich dienstbar gemacht hatte.

Er war diesmal der Erste und half ihr eine kleine Leiter anlegen und heraufklettern. Es mündeten zu viele Fenster in den Garten, er wäre sonst zu ihr hinabgestiegen. — Sie gingen eine Weile schweigend auf der breiten Mauer, die hie und da nach außen zu noch ein Stück Brüstung wies, auf und nieder. Wieder schlug die Mitternachtsstunde von der Giralda.

„Es ist gut, daß es Nacht ist,“ sagte Pilar, „und nicht zwölf Uhr um Mittag, während wir hier spazieren gehen. Wenn die Sonne brennt, kommen die Schlangen aus ihren Löchern. Es gibt ihrer viele in dem alten Gemäuer, und wir wären dann nicht sicher — es sind giftige darunter.“

„Hast Du Furcht?“

„Furcht? ..“ Sie bog den Kopf ein wenig zurück und sah innig zu ihm auf — „Keinen Schmerz würde ich fühlen, neben Dir.“

Er drückte sie an sich und zog sie auf eine hölzerne Bank, der ein Vorsprung in der Mauer zur Lehne wurde. Ein paar Augenblicke saßen sie dicht aneinandergedrängt in der süß durchdufteten Dunkelheit. Sie mit dem Arm umschlingend, hatte seine Hand nach einem kleinen Kreuze gefaßt, das sie am Hals trug ...

Er sprach nicht — verzehrend ruhte sein Blick auf ihr — sein Athem flog ...

Eine beklemmende Angst stieg plötzlich in ihr auf — sein Schweigen wurde ihr unheimlich ...

— „Das Kreuzchen hab' ich noch von meiner Mutter“ ... fing sie endlich leise an, als ob ihre

Stimme den bösen Zauber brechen könne, der sie ängstete — „Du aber ... lebt Deine Mutter noch? ... Erzähl' mir von Deiner Mutter, Manuel" ...

Seine Mutter!

Sie hatte mit dem Worte das Einzige berührt, was ihm heilig war. Noch kein Jahr, seit die Erde sie deckte. Einen Augenblick stellte seine erhitzte Phantasie den Schatten seiner verklärten Mutter neben das Mädchen. Er sprang auf und wich ein Stück zurück ...

— „Mutter!" ... flüsterte er in Erinnerung versenkt, und streckte seinen Arm wie abwehrend gegen Pilar.

Sie aber, die ihn nicht verstand und glaubte, ihn beleidigt zu haben, kam auf ihn zu ...

Da schlug er die Hände vor's Gesicht, als ob er ihren Anblick scheue.

„Mutter — schütze sie vor mir!" schrie er auf einmal laut und stieß Pilar fast gewaltsam von sich. Unbekümmert, ob er mit gesunden Gliedern unten ankäme oder nicht, sprang er mit einem Satze über die Brüstung der hohen Mauer und verschwand hinter den Bäumen, welche den Alkazar nach dem Thore von Carmona zu begrenzen.

— „Heilige Mutter Gottes, sei ihm gnädig, er hat den Verstand verloren!“ schluchzte Pilar, die auf ihre Kniee gesunken war. Denn in ihrer Unschuld begriff sie nicht, daß er ihr den ersten Beweis seiner Liebe gegeben hatte.

Eine ganze Woche lang hatte Manuel den Fuß nicht auf den Domplatz gesetzt. Der Grund war ein sehr natürlicher — er hatte Sevilla verlassen. Kaum war er nämlich nach jenem Sprunge von der Mauer mit einem verletzten Fuß nach Hause gekommen, so hatte er sich von Jaime einen kleinen Koffer packen und nach dem Goldthurme tragen lassen, dessen Fuß der Guadalquivir bespült. Dort lagen zu jeder Zeit Boote bereit. Er rief einen Schiffer an, hieß ihn ein Segel aufsetzen und noch in der Nacht gen Cadiz hinunterfahren. Sie sei einer guten That werth, meinte er, die süße, reine, vertrauensvolle kleine Pilar. Er wollte sie deshalb auch nie wiedersehen.

Nie?

Nein — wozu die gewaltsame Trennung! Er wollte sie wiedersehen, aber mit einer gewissen Beschränkung; er wollte sie wiedersehen erst, nachdem er in eine Andere so toll verliebt sei, daß er ihr in aller Ruhe

gestehen könne, was für eine Art Heiliger er eigentlich wäre. Daß er sie hinfort nur wie ein Bruder lieben würde, wollte er ihr versichern, wie ein Bruder, den es manchmal drängt, ein übervolles Herz auszuschütten, der ihres Trostes bedürfe . . .

Cadiz ist eine Stadt, in der man Allerlei vergessen kann, auch Liebeskummer, wenn er nicht zu tief ist.

Don Manuel's Kummer maß keinen Abgrund, er kräuselte nur die Oberfläche — und diese schien sich bald zu glätten.

Nachdem er die Alameda, den Versammlungsort der vergnügungslustigen Welt, ein paarmal auf und ab gewandert war, traf er einen Freund, der hier in Garnison lag. Dieser stellte ihn seiner Cousine vor, einer reizenden jungen Frau, welche unter den weltberühmten Schönheiten von Cadiz ihren Rang würdig behauptete. Man ruderte gemeinschaftlich im Hafen, fuhr gemeinschaftlich nach Puerto Real und schlürfte gemeinschaftlich Eislimonade auf dem Minaplatze, wenn die Kapelle des fünfundsechzigsten Jägerregiments die Riegohymne spielte. Don Manuel stieß manchen Seufzer aus, daß man nach Ablauf einer Woche

nicht auch gemeinschaftlich mit ihm nach Sevilla zurückkehrte.

Vielleicht wäre er noch eine zweite Woche in Cadiz geblieben, wenn er nicht einen Brief von Don Rafael empfangen hätte, der sich seine plötzliche Abreise nicht erklären konnte. Die Feria (das große Frühlingsfest der Sevillaner) sei nun vor der Thür, schrieb Rafael, und die Herren vom Casino hätten ihn — den Flüchtigen — zu einem der Festordner ernannt, es gebe Wichtiges zu besprechen.

Solchen Gründen ließ sich nichts entgegensetzen; Don Manuel verschmähte sogar diesmal das Boot als zu träge, und kam mit dem nächsten Curierzuge zurück, um sich sofort zu seinem Freunde zu begeben. Im Laufe des Gesprächs und nachdem man der Feria genugsam gedacht, fragte Rafael, was damals aus dem Ständchen geworden sei, das der Graf der blonden Enriquita zugedacht habe?

Manuel berichtete, daß er die Blonde noch gar nicht wieder gesehen, und daß ein anderes Abenteuer ihn von der Verfolgung des ersten abgehalten hätte. Daß er ein Mädchen gefunden, die ihm so schön, so liebenswerth erschienen wie noch keine

je ... er habe ihr zwar entsagt, aber sie nicht vergessen.

„Morgen sollst Du Enriquita sehen,“ sagte Don Rafael; „sie wird Dich das Vergessen schon lehren. Und diesmal werde ich selbst Dir das Fenster zeigen, damit Deine Musikanten ihre Triller nicht an die unrichtige Adresse verschwenden.“

„Warum nicht heut?“

Es fand sich, daß Rafael für den Abend schon vergeben sei, was Manuel für einen Fingerzeig nahm, sich heut' noch einmal nach Pilar umzusehen. Er fühlte sich stark, offen mit ihr zu reden, sie über sich aufzuklären. Es schien ihm sogar eine sehr angenehme Pflicht.

Wahrhaftig — hinter den Stäben, wie am ersten Abend, schien sie seiner zu warten.

Sie hatte ihn an seinem leichten Gange schon erkannt, ehe er sich noch auf die Mauer geschwungen; war sie doch überzeugt gewesen, daß er wiederkehren würde, sobald er von dem entsetzlichen Anfall, der ihn so plötzlich von ihr gerissen, genesen sei. Sie unterdrückte einen Aufschrei der Freude und zwang sich, ein kurzes Gebet stammelnd, ruhig zu bleiben.

„Pilar!“ rief er, und reichte ihr seine Hand entgegen, als ob er gestern erst geschieden sei.

„Manuel meiner Seele!“

Ein Gefühl von Glück durchschauerte ihn beim Tone der tiefen, innigen Stimme — es schien ihm fast, als sei er zu zeitig wiedergekehrt. Indeß, man hat die Umstände nicht immer in der Hand. Er wollte trotzdem fest bleiben und ihr bekennen, was er zu bekennen habe.

„Ich komme, mit Dir zu reden, Pilar — wir wollen einander ehrlich die Wahrheit sagen.“

„Ich könnte nicht anders.“

„Sage mir, wen Du geliebt hast, ehe Du mich kanntest!“

„Ich verstehe Dich nicht . . .“

„Als ich Dich neulich bat, das Haus zu verlassen und mich in der Nacht ohne Zeugen zu treffen, da hast Du mir gehorcht, weil Du mich liebtest —“

Sie nickte, ohne zu begreifen, was er mit diesem Verhör bezwecke.

„Nenne mir den Mann, für den Du dasselbe gethan hättest, ehe Du mich kanntest.“

„Ich würde dasselbe thun für den Pater Domingo,

wenn er es verlangte," antwortete sie, ohne sich nur zu besinnen.

„Pilar!" schrie er, außer sich vor Eifersucht und ganz vergessend, daß er sie selbst aufgefordert, zu beichten, „Du wagst es, mir das in's Gesicht zu sagen?"

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, sie fürchtete sein Anfall von neulich kehre wieder.

„Du liebst den Schwarzrock — weißt Du, daß das Gotteslästerung ist?"

„O Manuel, komm' zu Dir," flehte sie, „und sprich nicht unehrerbietig von Einem, der beinahe wie ein Heiliger ist! Lerne ihn nur kennen — so alt schon und immer für Andre bemüht! Wenn er sich in der letzten Regenzeit nicht so oft nach Triana hätte übersetzen lassen, um die Blatterkranken zu besuchen, würde er nicht so hinfällig sein, sagt der Doktor."

„Pilar — vergieb, vergieb . . . ich bin ein Sünder — ich will vor Dir knieen, bis Du mir vergeben hast!"

„Ich bitte Dich, Manuel, steh' auf."

„Sieh' mir in's Auge, Pilar — so wärest Du keinem Andern gefolgt, wie Du mir neulich folgtest?"

„So wenig als Du je eine Andre lieben würdest, als mich.“

„Pilar —“

Er hatte sich nie vorher in einer ähnlichen Verlegenheit befunden.

Schweigend begnügte er sich einstweilen, ihre Hand zu streicheln und jeden ihrer kleinen rosigen Finger besonders zu küssen. Leider wurde es ihm dabei immer klarer, daß die brüderliche Zuneigung bis jetzt noch nicht einmal im Keim vorhanden sei.

War er nicht ein Thor? Da lag das Glück, der Friede — er durfte die Hand nur ausstrecken. Da war ein Herz von Gold — und er wollte es zertreten, wegwerfen für eitle Lust!

„Pilar —“

Nein — es war unmöglich. Morgen würde Don Rafael ihn verhöhnen. Und sollte er, so kurz vor der Feria, seine gute Laune einbüßen, ein Grillenfänger werden und einer Heiligen den Pantoffel küssen?

Nimmermehr.

„Pilar,“ rief er plötzlich, wie Jemand, der eine unangenehme Sache, der er nicht aus dem Wege gehen kann, so schnell als möglich abgemacht haben

will — „Pilar, wenn Du morgen um diese Zeit am Fenster sein willst . . .“

„Du weißt, daß Du mich findest . . .“

„So wirst Du Musik hören. Ich werde einem blonden Mädchen, das Enriquita heißt und mir sehr gefällt, eine Serenade bringen lassen.“

Ihr Herz begann zu beben, sie griff nach seinem Puls — es war ja ganz augenscheinlich, daß er irre redete, wie neulich.

„O, Manuel — Du sprichst im Fieber!“

„Pilar — bei Gott, was ich Dir jetzt sage, ist die volle Wahrheit. Höre mich an — Du kennst die Liebe nicht — ich aber kenne sie und weiß, was sie werth ist. Sieh' da hinauf nach der Giralda — siehst Du das goldene Weib da oben, das sich dreht?“

„Lästre nicht — das ist der Glaube.“*)

„Nein — es ist der Liebe Sinnbild — ein Windstoß, eine Laune — und sie wechselt.“

„Der Pater Domingo sagt,“ erwiderte sie ernst, „daß es der Glaube sei. Wenn der Sturm ihn auch

---

*) Die Wetterfahne trägt eine 14 Fuß hohe weibliche Figur von Bronze, La fé — den Glauben.

zu packen scheint, bleibt er doch fest auf derselben Stelle — heut wie damals . . .“

Es verdroß ihn, daß sie zum ersten Male anderer Meinung war wie er.

„Laß Dir vom Pater Domingo sagen, was Du glauben sollst,“ unterbrach er sie gereizt, „von der Liebe aber versteht er nichts. Die muß ich besser kennen. Ich habe ehrlich an Dir gehandelt, Pilar — Du bist zu gut, um betrogen zu werden . . . Du bist schön, und ich liebte Dich . . . Ach, ich liebe Dich noch, Du Süße, Reine, Einzige — nein,“ er ließ ihre Hand los und zwang sich gewaltsam, seiner Stimme einen strengen Ton zu geben, „nein, glaube mir nicht, Pilar — die Liebe ist vergänglich, und wenn Du morgen ein Ständchen hörst, so magst Du wissen, daß Don Manuel de Vargas es der blonden Enriquita sendet, um ihre Gunst zu gewinnen. — Leb' wohl, Pilar!“

Unbeweglich, die Hände, die noch von seinen Küssen brannten, fest gefaltet, hatte sie die letzten Worte angehört wie einen Richterspruch. Alles, was sie im Augenblick begriff, war, daß sie ihn verloren habe — er verschmähte sie. Was war sie auch für ihn — was hatte sie zu geben!

Fern und ferner der Widerhall seiner Schritte, von denen jeder ihn weiter trug — ohne Wiederkehr ...

Nein — am Ende der Straße schien er zu zögern — wandte sich und stürzte plötzlich in eiligem Lauf zurück.

Noch einmal stand er neben ihr.

„Pilar —"

„Was willst Du noch?"

„Ich will wissen, ob Du mir geflucht hast?"

„Manuel!"

„Ich will wissen, ob Du morgen zu Deinen Heiligen flehen wirst, daß sie die Lippen vergiften möchten, die mich küssen werden ... Ich will wissen — Ach, ich kann so nicht von Dir gehen, und kann mich auch nicht ändern — denke, ich sei krank ..."

„Ich will beten, daß Du genesen möchtest ..."

*　　*
*

„Pilar ist krank," sagte der Pater Domingo zu der alten Señora Rita, als er sie nach vierwöchentlicher Abwesenheit zum ersten Male wieder besuchte. „Sie ist krank. Ihre Wangen sind bleich und eingesunken. Worüber beklagt sie sich?"

„Beklagt sich? Heilige Justina!“ schrie die Alte und versuchte die Knöpfe ihres abgeschabten Seidenkleides zu lockern, als ob ihr der bloße Gedanke, Pilar könne sich in ihrem Hause über irgend etwas beklagen, die Luft nähme. „Hat sie mir je einen rothen Heller gezahlt für Alles, was sie bei mir genießt? Und beklagt sich! — Purgacion, Acht auf die Wage haben — überreichlich, das ist Verschwendung!“ rief sie dazwischen der Magd zu, welche im Begriff stand, die Chokolade zu dem nächsten Frühstück abzuwägen. „Die Zeiten sind schlecht, Domingo,“ fuhr sie dann zu dem Kanonikus gewendet fort, „die Vierprozentigen sind gefallen — man weiß kaum mehr, worin man sein bischen Armuth noch anlegen soll — ja, das Mädchen zu ernähren wird mir sauer genug — wenn es nicht um den Gotteslohn wäre . . .“

„Señora Rita, was wollten Sie ohne Pilar anfangen, die Sie pflegt und für Sie sorgt. Es würde Mancher viel darum geben, solch' ein frommes, stilles Kind im Hause zu haben!“

„O, wenn Einer etwas für Sie geben will — nur gleich zugeschlagen . . . Sie kostet mich genug . . . und dazu sind die Vierprozentigen gefallen!“

„Sie kommt zu wenig hinaus,“ fuhr der Kanonikus fort, ohne sich um ihre Einwendungen zu kümmern, „so junges Blut will ein wenig Luft und Freiheit haben.“

„So junges Blut muß eingesperrt werden!“ rief die Alte eifrig. „Warum? Weil die Jugend mit der Freiheit nichts anzufangen weiß. Einsperren muß man sie, weil sie sonst mit ihrer glatten Haut und ihren schwarzen Augen die Männer anlockt ... Aber Purgacion und ich bewachen die Thüren, damit sie nicht hinaus kann und die Diebe nicht herein können. Sonst würden sie Einem an das bischen Armuth gerathen! Ach, Domingo, über die schlechte Zeit! Dem Quele Lopez, bei dem ich eine Hypothek stehen habe, ist ein Schiff untergegangen, und jetzt fragt sich's, wird er mir den Zins zahlen können? Er wird am Ende denken, ich erlasse ihm die Rente — aber keinen Real, Domingo, bis zum letzten Real muß er mir Alles zahlen. Meine Papiere sind in Ordnung . . . Und was mich das Leben kostet! Wäre es nicht um den Gotteslohn, ich behielte Pilar keine Stunde länger im Hause — jetzt, wo auch noch die Vierprozentigen gefallen sind . . .“

Der Pater wußte, daß es vergebliche Mühe wäre, von dieser Seite eine Aufklärung über Pilar's verändertes Wesen zu erlangen. Das täglich schwächer werdende Gedächtniß der Señora Rita schien nur noch fähig, die zufälligen Schwankungen, denen ihr Vermögen unterworfen war, in sich aufzunehmen.

Er verließ das Haus deshalb und folgte dem Mädchen in den Garten. Sie war im Begriff, ihm einen Strauß Blumen für seinen Hausaltar zu schneiden.

„Setze Dich zu mir, Pilar," rief er, „wir sind lange nicht zusammen gewesen und haben einander Mancherlei zu erzählen!"

Dabei schritt er auf die einzige Bank des Gartens zu, welche vom Nachbarhause Schatten empfing. Sie war augenblicklich an seiner Seite.

„Wie ist es Dir gegangen, Pilar?"

Sie sah zu ihm auf. Ein tiefer Schatten, der die dunklen Augen einfaßte, ließ diese in dem bleichen Gesichte noch ernster als gewöhnlich erscheinen. Um ihren Mund zuckte es. Der Kranke, den der Arzt auffordert, ihm seine Wunde zu zeigen, hat etwas von dem Ausdruck, der auf Pilar's Zügen lag.

„Du hast Liebeskummer," sagte der Pater sehr

bestimmt. Er hatte sein Herz so oft zum Schrein für die Leiden Anderer gemacht, daß sein Blick geschärft war.

Ihre Augen senkten sich zu Boden; sie widersprach nicht.

„Du wirst mir Alles erzählen, was sich während meiner Abwesenheit zugetragen hat — Alles. Wen hast Du gesehen?"

Er sprach mit der Zuversicht eines Mannes, der an Gehorsam gewöhnt ist.

Sie faltete die Hände wie zur Beichte; aber wie sie sich auch mühte zu reden — es war, als ob die Lippen sich weigerten, den Namen ihres ungetreuen Geliebten preiszugeben.

Domingo ließ ihr Zeit, die Bewegung niederzukämpfen und machte sich indes mit den Blumen zu schaffen, die sie neben sich auf die Bank gelegt hatte.

„Ich sah Don Manuel de Vargas," flüsterte sie endlich ganz leise.

„Don Manuel? Wie kamst Du zu Dem?" rief der Kanonikus und zwang sich, die Besorgniß, welche ihn bei Nennung dieses Namens befallen hatte, zu verbergen.

„Sie kennen Don Manuel?" versetzte sie schnell,

und ein schwacher Schein der Hoffnung flog über ihre Züge. Es schien ihr unmöglich, daß Jemand, der ihn kenne, nicht zu seinen Gunsten eingenommen sei.

„Seine Mutter war eine gottesfürchtige Frau; um ihretwillen wird ihm viel vergeben werden.“

„Hochwürden, er ist krank — er hat mir selbst erzählt, daß er krank sei,“ fiel sie mit ihrer sanften Stimme begütigend ein, denn sie hatte sogleich herausgefühlt, daß ihm der Pater nicht gewogen war, — „es ist ein böser Geist, der ihn manchmal antreibt unerhörte Dinge zu thun. Neulich zwang er ihn, als wir dort neben einander auf der Mauer saßen, plötzlich hinunter zu springen . . .“ Und sie berichtete von ihrem Beisammensein, sorgfältig Alles vermeidend, was Manuel nach ihrer Ansicht in der Gunst ihres Freundes herabsetzen konnte.

„Pilar,“ sagte Domingo sichtlich erleichtert, als sie ihre Erzählung beendet hatte, „Du magst unserer lieben Frau von Belen auf den Knieen danken, die Dich augenscheinlich in Schutz genommen hat. Beruhige Dich jetzt — Don Manuel wird nicht wiederkehren.“

Als ob ihr das die Ruhe geben könnte!

„Ein Mädchen wie Du,“ fuhr der Kanonikus un-

erbittlich fort, „ist für den Grafen de Vargas, was eine Feldblume für Den ist, der im Sommer spazieren geht. Er pflückt sie und freut sich einen Augenblick daran, dann läßt er sie achtlos fallen und tritt darauf . . . Don Manuel ist ein reicher, vornehmer Herr — das große Haus mit den marmornen Säulen am Flusse gehört ihm — Du aber weißt, daß es für die Reichen schwer ist, in's Himmelreich zu kommen. Vielleicht ändert er sein wüstes Leben, wenn er eine Gattin heimführt — man sagt, daß er sich bald vermählen würde mit einem adligen Fräulein von Madrid, das zur Feria hergekommen ist . . ."

Der Arzt sondirte die Wunde, sie verbiß den Schmerz.

„Sorge Dich darum nicht, Pilar, er wird Deinen Frieden nicht mehr stören. Und sollte er es trotzdem noch einmal wagen, zu Deinem Fenster zurückzukehren — ich weiß, Du wirst Dich von ihm wenden, wirst ihn fliehen . . . Versprich mir, Pilar, daß Du ihn nie wieder anhören willst."

Er reichte ihr seine Hand entgegen, damit sie zur Bekräftigung die ihre hineinlege. Aber sie nahm ihre noch immer gefalteten Finger zu seinem Erstaunen nicht auseinander.

„Ich kann das nicht versprechen — ich würde mein Wort nicht halten,“ versetzte sie nach einer kleinen Weile.

„Pilar, bedenke, daß er Dich verschmäht hat! Willst Du, daß er mit seinen Freunden Deiner Leichtgläubigkeit auch noch spotte?“

Sie schlug die Hände vor's Gesicht, damit er die bittern Thränen, die sich jetzt langsam durch die Wimpern drängten, nicht gewahre und sie ihm eine neue Anklage gegen Manuel würden.

„Es giebt einen Stolz, Pilar, den selbst die Kirche billigt — ein Gefühl der Selbstachtung,“ — verbesserte er sich, — „das dem Weibe die Kraft verleiht, sündige Liebe zu bezwingen und solche Beleidigungen mit Verachtung zu strafen . . .“

Sie schien nachzudenken.

„Sie haben mich gelehrt, daß man Beleidigungen vergeben müsse — ich habe ihm vergeben,“ sagte sie nach einer kleinen Weile sanft, — „ich kann nicht anders.“

Was blieb ihm zu erwidern übrig? Sie hatte nicht nur ihr Herz, sie hatte selbst die Kirche für sich.

* *

*

Für Pilar's Wunde war die Unterredung mit ihrem Beichtvater kein Balsam gewesen. Er hatte ihren Geliebten angeschuldigt und ihren Gram dadurch nur vermehrt.

War es ihr nicht schwer genug geworden, ihn gegen sich selbst zu vertheidigen?

Als er an jenem Abend nach der letzten Unterredung ihr solche Schmach bereitete und das blonde Mädchen mit Musik feierte, während ihr Herz in unsäglichem Wehe sich fast verblutete — da hatte sie seiner zum ersten Male mit Bitterkeit und Groll gedacht. Sie hatte ihn in seinem braunen Mantel über den Platz schreiten sehen — sie wußte, er werde Enriquita jetzt die süßen Worte wiederholen, die sie noch kurz vorher voll Seligkeit getrunken. Von Eifersucht gepeinigt, war sie vor ihrem Bett auf die Kniee gefallen, hatte den Kopf in die Kissen gewühlt und sich den Tod gewünscht. Der Gedanke, Gottes Liebe offenbare sich durch solches Leid, hatte diesmal seine Kraft verloren. Gott hatte sie verlassen — sie wollte sterben.

Als die Glocken aber früh zur Kirche riefen, war sie, fast mechanisch, doch aufgestanden und hinüber-

gegangen. An der gewohnten Stelle dann, als ob ihr Trost von oben käme, war es ihr plötzlich möglich geworden, die Schuld auf sich zu nehmen und ihn freizusprechen.

Er hatte ja aufrichtig an ihr gehandelt, er hatte sie nicht getäuscht. Daß sie ihn dennoch liebe und ewig — das fühlte sie — lieben werde, war ihre Schwachheit und nicht sein Vergehen.

Don Manuel hatte damals einen verzweifelten Abend verlebt, aber das hatte ihr natürlich Niemand verrathen. Zum ersten Mal in seinem Leben war er sich in der Rolle des Almaviva höchst erbärmlich vorgekommen. Vergeblich fragte er sich, was ihm an jenem Nachmittage auf der Promenade die fade kleine Schönheit habe bemerkenswerth machen können. Wäre es nicht um Don Rafael's willen gewesen, der ihn begleitete, er hätte die ganze Serenade unterlassen oder doch an eine andere Adresse geschickt.

Das Schlimmste war, daß er sich selbst verachten mußte. Er verwundete ein Herz, das ihm nie Anlaß dazu gegeben. Alle Frauen, bis auf seine Mutter und diese Eine — waren veränderlich, kokett, eigennützig. Sie Alle verdienten das Loos, das er ihnen

bereitete. Pilar aber war nicht nur ohne Fehler, sie war auch arm, verlassen, wehrlos ...

Wehrlos — und er that ihr wehe! Das war feige. Feigheit aber schien ihm von allen Lastern das gröbste.

Er hätte die Musikanten, die so laut in die stille Nacht hinein jubelten, alle zum Teufel schicken mögen. Er haßte alle diese lauschenden, lachenden, lispelnden Frauen, die sich an die Fenster drängten und ihm Küsse zuwarfen — zumeist aber die Blonde, welche die Veranlassung zu dieser Farce gegeben. Wie sie ihm zulächelte, ihm winkte und sich blähte! Morgen würde sie allerorten sich mit der Aufmerksamkeit brüsten, die ihr der vornehme, überall gekannte und gefeierte Mann erwiesen!

Wahrhaftig, sie warf ihm Blumen zu, und um der Etikette willen, der er als Cavalier gehorchte, mußte er sie aufheben und — nein, nicht an's Herz drücken, sie einen Augenblick nur in der Tasche bergen, um sie dann über den nächsten Zaun zu schleudern.

Don Rafael, mit dem er dann, nachdem der Platz still geworden war, noch in's Casino ging,

konnte Manuel an diesem Abend nicht begreifen. Was hatte er, daß er einer hübschen Frau wie dieser Enriquita gegenüber, die ihm offenbar gewogen war, sich zurückhaltend, fast abstoßend benahm? Statt nach Hause zu gehen, schlich er sich, als er von Rafael Abschied genommen hatte, noch einmal nach dem Domplatz zurück. Der Tag fing schon an zu grauen.

Keine Seele weit und breit. Zum ersten Male fand er die Stelle leer, wo Pilar ihn sonst erwartete. Er hatte sich's vorher wohl gesagt, daß er sie nicht treffen würde, und doch dabei im Stillen gehofft, daß ein Zufall sie an's Fenster rufen möge. Er schwang sich auf die Mauer und legte die heiße Stirn an's Gitter, hinter dem er sie gestern verlassen. Seine Mutter hatte sie gegen ihn in Schutz genommen, sie ihm vorenthalten — er war mehr denn je davon überzeugt.

Da klangen die Glocken vom Dome. Hatte Pilar ihm nicht gesagt, daß sie dort jeden Morgen Messe höre? Er konnte die Zeit kaum erwarten, bis die Kirche geöffnet wurde. Dem Diener, der diesen Dienst versah, drückte er ein Goldstück in die Hand und hieß ihn, den Altar unserer Frau von Belen

zeigen. Von einer Säule gedeckt, erwartete er Pilar. Er meinte, wenn sie heut' — vielleicht durch seine Schuld krank geworden — nicht käme, würde er den Tag nicht überleben. Aber da trat sie schon ein. Er sah sie den langen Gang herauf über den Marmor schreiten, geräuschlos, wie ein Schatten. Und wie sie näher kam und er das gramerfüllte, bleiche Gesicht gewahrte, erfaßte ihn eine solche Sehnsucht nach ihr, daß er sein Haus mit den marmornen Säulen willig getauscht hätte für das Recht, dicht neben ihr zu knieen — so dicht, daß ihr Athem sich mit dem seinen vereinige und daß die Gebete, die von ihnen Beiden zum Himmel aufstiegen, da droben nicht zu unterscheiden wären.

Er warf sich nieder und schloß die Augen — er hatte sein Recht an ihr verscherzt; es blieb ihm nichts, als Buße zu thun. Züchtigen wollte er sich, leiden, um die innere Qual nur los zu werden, die Reue, die er zum ersten Male bei dem Gedanken fühlte, ein Weib beleidigt zu haben. Sein Gewissen hatte ihn bis jetzt in diesem Punkte nicht sonderlich behelligt. Warum wollte es nur bei der Schuld gegen diese Eine nicht ruhen?

Er beugte die Stirn bis auf die kalten Steine.

„Sie soll mir fortan heilig sein, Mutter, um Deinetwillen. Meine Leidenschaft soll sie nicht mehr berühren, um Deinetwillen. Ich will sie fliehen ... Ich will ihr eine reiche Aussteuer geben, der Pater Domingo mag sich eine Mär erdenken von ihrem Vater, der in Havanna gestorben sei und ihr das Geld hinterlassen habe. Dann wird sich ein rechtschaffener Sevillaner finden, der sie zu seiner Frau macht — und sie wird ein Glück genießen, das ich ihr nimmer bieten könnte — also sei es — Amen.“

Es war ihm Ernst und doch, als er, ihr von Weitem folgend, die Kirchenstufen hinabstieg und sie in ihrem Hause verschwand — da war er schon wieder in einer so wenig christlichen Stimmung, daß er jedem rechtschaffenen Sevillaner, der es gewagt, sein Auge zu Pilar zu erheben, sofort den Hals umgedreht hätte.

Manuel's Liebeskummer um Pilar hatte gegen damals, wo er ihm gen Cadiz hin zu entfliehen hoffte, entschieden zugenommen. Dennoch zweifelte er keinen Augenblick, daß er ihn überwinden werde. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß die Liebe am

sichersten durch die Liebe selbst geheilt werde. Sein Herz verlangte einmal, sich auszuströmen — hinzugeben. Wie ein Schiff des Windes bedarf, um seinen Lauf zu nehmen, bedurfte es der Liebe.

Die Feria kam sehr gelegen. Nicht nur die schönsten Frauen Sevilla's, sondern die der ganzen Umgegend würden hier wie in einem Strauß vereinigt sein, selbst die entfernten Provinzen Spaniens ihren Tribut senden.

Es galt nun vor Allem, diese Schönheiten würdig zu empfangen. Fast eine volle Woche gehörte den Vorbereitungen. Manuel war unermüdlich. Man erinnerte sich nicht, daß er sich je einer Sache mit solchem Eifer angenommen habe. Wie ein Soldat, der den Tod sucht, sich in die Schlacht stürzt — so stürzte er sich in's Vergnügen, um das Vergessen zu finden. Den Tag verbrachte er meist mit den Handwerkern, welche den Auftrag hatten, das Zelt der jungen Aristokratie zu dekoriren. Der Abend gehörte den Herren vom Casino. Kam er nach Hause, wenn der Morgen bereits wieder anbrach, warf er sich auf's Pferd, um noch nach Mairena, nach San Juan oder Dos Hermanos — gleichviel wohin —

in rasendem Galopp zu reiten. Jaime schüttelte verwundert den Kopf, wenn er Roß und Reiter in Schweiß gebadet, mit weißem Staub überzogen und bebend von dem scharfen Ritt, wiederkehren sah. Ein kurzer, unruhiger Schlaf folgte dann, aus dem ihn irgend ein Bote vom Festcomité aufstörte. Damit begann das Tagewerk von Neuem, um wie vorher zu enden.

„Du siehst aus wie ein englischer Jockey, Manuel," meinte Rafael am Vorabend der Eröffnung der Feria. „Gesteh' nur, daß Du eine Kur durchgemacht hast, um uns beim Herrenreiten zu schlagen. Aber ich wette, Du bist zu leicht geworden! Uebrigens — steht nicht schlecht, die Blässe!"

Manuel war mit sich selbst zufrieden; das Schwerste war überstanden. Er hatte Pilar seit einer vollen Woche nicht gesehen, obgleich er in Sevilla gewesen und sie täglich hätte sehen können — er hatte über sein eigenes Herz gesiegt! Jetzt galt es nur noch, eine Schönheit ausfindig zu machen, mit der er dieses brave, folgsame Herz belohne, das sich so lange ohne Liebe hatte genügen lassen. Er schlief den nächsten Tag acht Stunden hintereinander, statt in

die Umgegend zu reiten. Als er sich später, für den Empfang der Gäste angekleidet, im Spiegel sah — ein vornehmer Andalusier würde es für einen Mangel guter Lebensart halten, bei solchen Gelegenheiten nicht die größte Aufmerksamkeit auf seine Toilette zu verwenden — war er abermals mit sich zufrieden. Nur hätte er beinahe einen Rückfall bekommen.

„Wenn sie mich sehen könnte!“ war sein erster Gedanke. Es war gut, daß der Weg von dem Palaste der Vargas nach dem Festplatze nicht an ihrem Hause vorbeiführte.

Von allen Seiten erntete er Lobsprüche über den Geschmack, mit dem das Zelt des Casinos decorirt war. Es glich von außen einer mächtigen Laube von blühenden Myrthen, Orangen und Granaten. Die bunten Girandolen, welche es erleuchteten, waren arabeskenartig zusammengestellt. Hier empfing er diesen Abend mit seinen Freunden die schöne Welt Sevilla's und die vornehmsten der fremden Gäste.

„Du hast nicht schlecht gewählt!“ rief ihm Rafael zu, als er auf Casilda de Cespedes zuschritt, um mit ihr den Ball zu eröffnen. „Es giebt Keine in Sevilla, die es mit der Castilianerin aufnehmen könnte!“

„Schmäle mir Sevilla nicht!“ erwiederte Manuel heftig und dachte an Pilar. „Sevilla hat die schönsten Frauen!“

Und er grollte Rafael, der ihm, wie er meinte den ganzen Abend mit dieser Bemerkung verdorben habe.

Casilda war aus der Gegend von Toledo und muy formal, was sich mit zwei Worten schlecht übersetzen läßt. Es bedeutete, daß sie eine Art vornehmer Zurückhaltung besaß, welche den ungezwungenen Andalusiern als etwas schwer zu Erreichendes meist imponirt. Manuel gefiel ihr vom ersten Augenblick an und eben deshalb setzte sie ihm scheinbare Kälte entgegen, die ihn reizte.

Er tanzte diesen Abend dreimal mit ihr und fragte sie beim Abschied, ob er beim Herrenreiten — ein Pferderennen schließt das Fest meist ab — ihre Farben tragen dürfe, weiß und blau.

Sie erwiederte, daß sie nicht sicher sei, ob ihr Vetter nicht denselben Wunsch schon ausgesprochen habe, daß sie indeß hoffe, ihm die Gunst gewähren zu können.

Rafael hatte diese Worte gehört.

„Willst Du Dich mit ihr verheirathen?“ fragte er, sobald Casilda sich entfernt hatte.

Der Gedanke kam Manuel erst im Augenblick, als Rafael ihn aussprach; er traf ihn aber wie eine Erleuchtung.

„Ja,“ sagte er sehr entschieden, „es ist Zeit, daß ich an einen Erben denke — ich bin der letzte de Vargas.“

Rafael lachte.

„Das Weib ist schön genug, um die Ehe wünschenswerth zu machen; Du bedarfst keines andern Beweggrundes. Casilda ist den Albafuertes verwandt; reich auch . . . Du wirst glücklich werden.“

„Nein!“ rief Manuel heftig. Der verwunderte Ausdruck im Gesicht seines Freundes schien ihm indeß eine Erklärung nothwendig zu machen. „Das heißt,“ fügte er darum schnell hinzu, „ein Mann wie ich hat gewisse Verpflichtungen, welche ihm bei der Ehe näher liegen müssen, als die Berücksichtigung häuslichen Glücks.“

„Man muß gestehen, daß Du Dich nicht unterschätzest, Manuel,“ spottete sein Freund. „Ihrer bist Du natürlich sicher?“

„Sicher, ja!“ sagte Manuel mit verächtlichem Lächeln, was mehr den Frauen im Allgemeinen als dieser einen galt.

„Es schien mir nämlich,“ fuhr Rafael fort, „als ob ihr Vetter Luis auch nicht abgeneigt wäre, an eine Verbindung mit ihr zu denken.“

Rafael hätte nichts sagen können, das Manuel in seinem rasch gefaßten Entschlusse, sich mit Casilda zu verloben, mehr bestärkte. Er sandte ihr am folgenden Morgen den kostbarsten Blumenstrauß, den die Jacinta noch je gewunden hatte. Die Atlasdecoration, welche ihn umgab, trug ein Achrostikon auf ihren Namen; der Reif, welcher die Blumen zusammenhielt, war von echtem Golde.

Seine Blumen in der Hand, erzählte sie ihm am Abend, daß sie den nächsten Tag, punkt zwölf Uhr Mittags, den Alkazar mit ihren Verwandten besuchen werde. Deutlicher konnte sie ihn nicht auffordern, um diese Zeit an ihrer Seite zu sein.

Don Luis hatte ihn kaum gegrüßt.

„Ich bin glücklich! Sie wird mein! Ich bin außerordentlich glücklich!“ wiederholte Manuel sich die ganze Zeit, als er in der Nacht nach Hause ritt.

Und dabei trieb er dem Pferde die Sporen in die Seite, daß es sich vor Schmerz hoch bäumte.

Natürlich war er am nächsten Tage zur bestimmten Stunde im Alkazar, sie und ihre Verwandten erwartend.

Es ist nicht Alles maurisch in dem Palaste, den Abdel-Asis sich erbaute. Das Wappen Castiliens hütet das schwere Thor und der Schatten Pedro des Grausamen spukt in den Gemächern.

„Hier im Patio de las Muñecas hat er Don Fadrique ermordet,“ erklärte Manuel, der neben Casilda ging.

„Maria Padilla's Bruder? Und er gab vor, sie zu lieben!“ bemerkte Casilda.

„Er liebte sie auch, der Mord spricht nicht dagegen!“ vertheidigte Manuel, der, bestochen von dem romantischen Elemente in Pedro's Charakter, eine Vorliebe für ihn hatte, wie fast alle Andalusier.

„Sie verleumden Ihr Herz, Don Manuel!“ rief Casilda erschreckt. „Wer, der eine Frau wirklich liebt, könnte ihr Schmerz bereiten! Sie doch nicht?“ fügte sie bezüglich hinzu und sah ihn fast zärtlich an.

„Sie täuschen sich, Señora; vielleicht ist der

Schmerz, den man ihr zufügt, gerade ein Beweis der Liebe ... Ich wenigstens ..." rief er, sich ganz vergessend und plötzlich in einen leidenschaftlichen Ton ausbrechend, „ich könnte tödten, wo ich liebte!"

Er hatte die ganze Zeit mit verhaltener Pein gekämpft. Denn, so wenig er es sich auch eingestehen mochte, es war Pilar gewesen, auf die sein Herz bei dem Besuche des Alkazar gehofft hatte. Das Vorfahren der eleganten Wagen auf dem Platze mußte sie an's Fenster rufen — sie würde Casilda sehen und Eifersucht empfinden ... Etwas wie Lust an ihrer Qual, die ja nur aus Liebe zu ihm hervorgehen konnte, war seinen Gedanken beigemischt gewesen, als er sich herbegeben hatte.

Aber sie kam nicht an's Fenster. Sie war krank — vielleicht todt ...

Und wie jeder Eindruck, den seine erregbare Phantasie empfing, ihm wirklich Freude oder Leid schuf, litt er empfindlich.

Casilda hatte sich bei seinen jähen Worten entsetzt von ihm abgewendet und ihren Vetter Luis zu sich heran gewinkt.

„Sage, Luis, scheint Dir Don Manuel nicht

seltsam? Sahst Du ihn oft so, wie in diesem Augenblick?“

„Er ist toll aus Liebe,“ versetzte Luis, mit schlecht verstecktem Grimme nach Manuel schielend, der an ein Fenster getreten war und gedankenvoll hinausschaute. „Indeß er gefällt den Frauen ja so, wie er ist. Die Tollheit muß ihnen also doch liebenswerth erscheinen ... Du selbst, Casilda — leugne es nicht — hast Geschmack an ihm gefunden ... Soll ich ihn wieder an Deine Seite rufen?“

„Um keinen Preis!“ rief sie sehr bestimmt. „Du hattest Dich von mir zurückgezogen, Du unartiger Vetter — das verdiente Strafe!“

Und sie schlug ihn mit ihrem Fächer auf die Hand, während sie ihn gerade so zärtlich ansah, als Manuel fünf Minuten vorher.

Sie war entschlossen, sich zu verheirathen, wenn es ihr auch ziemlich gleichgültig schien, ob sie Manuel oder den Vetter Luis mit ihrer anmuthigen Person glücklich machte. Prüfend wog sie einstweilen zwischen Beiden ab. Der Gedanke, daß Manuel's Leidenschaft ihr vielleicht tödtlich werden könne, hatte die Waage in diesem Augenblicke sehr zu Gunsten Luis' steigen

lassen. Sie wünschte durchaus nicht, ihr Leben verkürzt zu sehen. — Es war ein sonniges, glückliches Dasein, das sie führte.

„Santa Maria, bewahre mich vor einem Manne, der mich aus Liebe umbringt!" betete sie und hatte Acht, ihre Hand während der Worte an das Scapulier zu legen, das sie, wie jede fromme Spanierin, auf dem Herzen trug.

Don Luis grüßte Manuel an diesem Tage wieder mit gewohnter Freundlichkeit, als er von ihm schied.

* *
*

Manuel war von dem Besuche des Alkazar verstört nach Hause gekommen. Sein Herz, das hatte er plötzlich dort gefühlt, machte seine Berechnungen zu Schanden. Es war durchaus nicht das folgsame, brave Herz, wie er noch gestern alle Ursache gehabt hatte, zu glauben. Es wollte sich mit dieser Castilianerin gar nicht belohnen lassen. Seinen eigenen festen Willen hatte es unerschütterlich behauptet. Pilar verlangte es. Alle Schönheiten Andalusiens zusammengenommen konnten seine Sehnsucht nicht stillen.

So hatte Pilar an jenem Abend doch Recht gehabt, als sie ihm zurief: „So wie Du nie eine Andere lieben wirst als mich —“

Und er, der an Liebe — an jene, die Dauer hat, — nie geglaubt, der sie verspottet und verhöhnt hatte, er sollte sich von ihr besiegen lassen?

Nimmermehr — eher sterben.

Don Pedro konnte sich Maria Padilla gewähren, die er auch liebte, nachdem er sie einmal nur gesehen. Don Pedro war ein großer König und hatte neben der linken Hand, die er Maria reichte, noch die rechte übrig für Blanca von Bourbon.

„Man muß König sein, um Pilar lieben zu können!“ dachte Manuel und haderte mit dem Geschick, das ihm nur den Grafentitel verliehen hatte.

Er schloß sich in sein Zimmer ein und gab Jaime Befehl, das Thor zu hüten und Niemand vorzulassen. Der Kampf mußte allein ausgefochten werden.

Und der Kampf dauerte lange. Vergebens nahm er den „Katechismus für alle Fälle des Lebens“ von Balmes zur Hand. Dieser hatte nur das eine Wort: „Entsagen“.

War das der einzige Trost, den die Kirche seinem kranken Herzen spenden konnte? Entsagen, entsagen und abermals entsagen! Dazu bedurfte er keiner Philosophie und keiner Religion. Entsagen war für ihn das richtige Mittel nicht — sein Uebel hatte sich dabei nur verschlimmert.

Nein — weder Entfernung, noch Zerstreuung, noch eine andere Liebe waren dagegen wirksam gewesen. Und da selbst die Kirche keinen Trost für ihn hatte, blieb ihm ja gar nichts Anderes übrig, als sich durch Erfüllung seines Wunsches selbst zu trösten.

Er hätte laut aufjauchzen mögen, als er endlich zu diesem Entschluß gekommen war. Er klingelte sogleich heftig nach Jaime und hieß ihn fünfzig Flaschen alten Xeres nach der Caridad schaffen, damit die armen Kranken doch auch Antheil an seinem Glück hätten; er hieß ihn zu Carmen gehen, des Pförtners Tochter, und sie fragen, warum sie heute früh geweint habe. Wenn es um einen Liebsten sei, er wolle selbst ein gutes Wort bei ihm einlegen und die Aussteuer besorgen . . .

„Euer Gnaden, es wird Zeit, das Pferd zu satteln zur Feria . . .“ wagte der getreue Diener, dessen

Gedächtniß durch Liebeskummer nicht getrübt war, zu erinnern.

„Als ob ich heut' nicht Wichtigeres vorhätte, als zur Feria reiten!"

Und er schrieb ein paar Zeilen an Rafael, der seine Abwesenheit wohl oder übel entschuldigen mußte. Nachdem Jaime damit abgefertigt war, nahm er einen kleinen goldenen Schlüssel, um eine alte Truhe zu öffnen, die seiner verstorbenen Mutter Schmuck enthielt. Von allen Ringen wählte er den kostbarsten — Don Pedro hätte sich nicht schämen dürfen, ihn Maria Padilla anzubieten. Und er küßte den Ring, als ob er den schmalen Finger, für den er bestimmt war, schon umschlösse.

„Sie soll glücklich werden — so glücklich, wie ich selbst bin!" jubelte es in ihm.

Es war das erste Mal, daß er in seinem Herzen neben dem Gedanken an das eigene Glück noch Raum für ein anderes fand.

*   *
*

Wenn der Geiz sich bei alten Leuten als Krankheit einstellt, bringt er den Neid mit, den Argwohn

und eine stete peinigende Angst vor Verlusten. Der alten Molina Eigennutz hatte sich während ihres langen Lebens unter einer Hülle von geschickten Vorwänden zu verbergen gewußt. Sie war als klug bekannt gewesen und als vorsichtig, wie sich's in dieser argen Welt gehört, nicht als geizig. Nun war der Geist mit dem Körper schwach geworden; einen Vorwand suchen für eigennützige Begierden, hieß sich anstrengen, damit aber war's bei ihr vorbei. So fiel die Hülle, und das Laster zeigte sich in seiner Blöße.

Wie reich sie war, wußte Niemand. Sie war es auch nur geworden durch das Anhäufen von Zins auf Zins und Zinseszins ihres mäßigen Vermögens während eines ausnahmsweise langen Lebens.

Der Señor Behorquez, der ihr Geld verwaltete, hatte ihr am Tage, ehe Casilda ihren Besuch im Alkazar machte, eine hübsche runde Summe in's Haus gebracht. Wohl gewogene Unzen, denn sie liebte des Goldes Klang und Farbe. Es war der Zins, den Quele Lopez trotz des Schiffsunglücks richtig abgetragen hatte. Nun ließ sie die Sorge nicht ruhen, daß Jemand über ihren Schatz gerathe. Die Vierprozentigen schienen unsicher geworden, es galt also

zu überlegen, ehe man das Geld anlegte. Aber wo es verbergen? Bis spät in die Nacht hielt sie das Sinnen darüber im Bette wach. In dem eisernen Kasten, wo die Besitztitel ihres Hauses und der Todtenschein des alten Baltasar Molina aufbewahrt wurden, keinesfalls. In dem Kasten mit dem massiven Doppelschloß mußte Jeder es finden. Ebenso gut hätte man darauf schreiben können: „Hier ist der Zins von Quele Lopez versteckt."

Beim Pater Domingo wäre das Geld sicher aufgehoben; aber der würde von dem bischen Armuth gleich Prozente für seine Kranken fordern. Nein — für die Kranken mag das Kapitel sorgen. Lauter neugeprägte Stücke gehören zusammen. Von welchem unter ihnen hätte man sich trennen sollen?

Endlich fiel ihr ein, daß das Wandschränkchen unter der Nische mit der Madonna ein guter Platz zum Aufbewahren sei. Hier lagen die Prachtkleider der Heiligen, die sie nur an großen Festen trug und welche Señora Rita stets selbst herausgab. Niemand konnte es da vermuthen. Sogleich erhob sie sich. Nur die Katze, die, aus ihrem Schlaf gestört, ihren schleichenden, leisen Schritten ebenso geräuschlos folgte,

war Zeuge, wie sie die schweren Rollen unter den Falten des Sammetkleides der Jungfrau Maria barg.

In Angstschweiß gebadet kehrte sie zurück. Es dauerte lange, ehe der Schlaf und unruhige Träume sich einstellten. Und als sie spät am Morgen erwachte, war mit den Träumen jede Erinnerung an den Versteck verschwunden. Ihr erster Gang war nach dem Spinde, wo sie das Geld eingeschlossen hatte, nachdem Behorquez es ihr übergeben. Es fehlte — alle die neu geprägten Stücke waren verschwunden — geraubt, wie sie meinte.

Ihr Jammergeschrei rief Pilar und Purgacion herbei. Man suchte — suchte . . . es blieb kein Winkel des Hauses undurchsucht bis auf den einen, an den Niemand zu rühren wagte — den mit ihrem siebenfachen Siegel die Kirche selbst verschlossen hielt.

Welch' ein Tag! Der Bäcker sah es Purgacion gleich an, daß drüben nicht Alles in Ordnung sei.

„Señor Dios, wir sind grausam bestohlen worden," klagte die Magd, welche die ohnehin schmalen Bissen, die ihre Herrin austheilte, sich noch mehr schmälern sah, und bedeckte das eine Auge, das ihr noch geblieben war, mit der Schürze.

Gaspar Gelvez, der Barbier von gegenüber, der zufällig im Laden war, begleitete sie zurück. Der Fall war sehr interessant und er mußte das letzte Wort davon haben. Er zweifelte nicht, daß er den Dieb herausbekommen würde, denn er hatte die Ueberzeugung, Alles herauszubekommen.

„Señora — meine werthgeschätzte Señora . . . das ist entsetzlich!“ rief er, sobald er hinter Purgacion in's Zimmer getreten war, und nahm eine höchst lamentable Miene an. „Aber ich habe es immer gesagt — der Platz ist schlecht bewacht! Wenn ich nur reden wollte . . . ich weiß genug! . . .“

„Von meinem Gelde — Señor Gelvez?“ fiel die Alte ein, welche die Füße auf's Sopha gezogen hatte, die Arme um die Kniee gelegt und ihn so mit den übernächtigen Augen starr ansah.

„Denn das ist doch arg,“ fuhr der Barbier fort, ohne den Einwurf zu beachten, „daß Einer hier ungehindert auf die Mauer klettern kann — nicht einmal, sondern . . .“

„Auf die Mauer an meinem Hause, Señor Gelvez? Dann hat er auch mein Geld!“ schrie die alte Frau entsetzt.

Gaspar kam ihr einen Schritt näher und schüttelte mit dem Kopfe, daß sein kleiner grauer Zopf wie ein Perpendikel tanzte. Er trug das Haar wie die Stierfechter, hinten in einen Zopf geflochten, seit er einen Liebhaberstierkampf mitgemacht hatte, auf welches Ereigniß er stolz war.

„Nicht doch, Señora — der Caballero, den ich meine, kam nicht nach Eurem Golde.“

„Was für ein Caballero, Señor Gelvez?“

„Man bringt so etwas nicht gern unter die Leute . . .“

„Was für ein Caballero?“ fragte sie immer eifriger, nur mit dem Räuber ihres Goldes beschäftigt.

„Señora — Jede hat ihre Zeit . . . ‚Teresita,‘ sagte ich neulich zu meiner Frau, ‚jetzt ist die Zeit der Señorita von drüben . . .‘ Da muß man wachen — über Jede muß man da wachen . . .“

„Ach, Gelvez — ich wachte und wachte . . . ich bin noch müde vom Wachen, und doch ist es fort! Lauter neugeprägte Stücke!“

Sollte er Pilar verrathen, die Jeder auf dem Platze um der schlimmen Behandlung willen, die sie erdulden mußte, bedauerte? Er schwankte einen Augen-

blick, aber es reizte ihn, selbst der kindischen Alten gegenüber, mit seiner Allwissenheit zu prahlen.

„Sie sahen ihn nicht, Señora? Und er war doch oft genug auf der Mauer."

„Auf unserer Gartenmauer, Señor Gelvez? So ist er auch in's Haus gekommen und hat mein Gold?"

„Am Golde war Dem nichts gelegen, er hat eigenes genug . . . der kam zur Señorita . . ."

„Pilar?" fragte sie entsetzt.

Er bejahte mit den Augen.

Sie aber, die nur an einen Zusammenhang dieses Besuchs mit ihrem Verluste dachte, ihn allein begreifen konnte, sprang plötzlich auf. Der Gedanke, dem Räuber ihres Goldes auf der Spur zu sein, gab ihr neue Kraft.

„Pilar," schrie sie, „Pilar hat ihn gesehen!"

Erschreckt stürzte Pilar aus dem Nebenzimmer herein.

„Was ist Dir begegnet, Mamita?"

„Da ist der Señor Gelvez, und er behauptet, daß Einer auf der Mauer stand, und daß Du ihn kennst!"

Pilar wurde todtenbleich.

Vergebens machte ihr Gelvez hinter dem Rücken

der Alten Zeichen, welche bedeuten sollten: „Kehren Sie sich doch nicht an das, was sie sagt; Sie sehen ja, daß sie kindisch ist.“ Pilar beachtete ihn nicht.

„Ich will seinen Namen wissen — hörst Du, seinen Namen!“

Und dabei legten sich der alten Rita verknöcherte Finger wie Fesseln um Pilar's Arme.

Aber der Zorn, den sie über den schmählichen Verrath von Gelvez empfand, gab ihr Fassung. Der Pater Domingo hatte ein Recht gehabt, sie zu befragen, wem ihr Herz gehörte; diesen hatte sie keine Beichte abzulegen. Wenn man Don Manuel nicht erkannt, desto besser, ihre Lippen würden ihn nicht verrathen.

„Wer war es, Pilar? — Aber ich werde ihn doch vor's Gericht bringen! Sie sind Zeuge, Señor Gelvez, daß sie mit einem Mann auf der Mauer sprach ... man braucht Zeugen, guter Señor Gelvez, und Sie werden mich nicht verlassen! Nicht — bis ich meine neugeprägten Stücke wieder habe!“

Sie hatte Pilar's Arm freigegeben und lief jetzt, das abgeschabte Seidenkleid nachschleppend, mit kleinen, trippelnden Schritten im Zimmer auf und ab, bald

schluchzend, bald mit den Anderen oder mit sich selbst redend.

„Mein bischen Armuth hat er weggetragen, Herr meiner Seele! Und Pilar — die nicht einen rothen Heller für Alles zahlte, was sie hier genoß, spricht mit ihm — und will ihn nicht nennen . . . Aber ich bringe es vor die Advokaten, Señor Gelvez, und Sie sind mein Zeuge . . .“

Sie hatte es nicht einmal bemerkt, daß der Barbier die Thür gewonnen und sich hinausgeschlichen hatte.

„Pilar muß ihn nennen — und dann muß sie fort, aus dem Hause, für immer fort.“

Mit unheimlichen Blicken schüttelte sie die Faust gegen das arme Mädchen.

„Ich gehe, Großmutter — ich gehe heut' noch!“

„Erst muß sie den Namen nennen — erst den Namen!“ rief Señora Rita dem Mädchen nach, aber die Stimme klang schon schwach und der Blick war nicht mehr klar. Der Auftritt hatte ihre letzten Kräfte erschöpft; die Schritte wurden immer unsicherer, und als sie dem Sopha wieder nahe kam, warf sie sich darauf nieder. Die Katze schmiegte sich schnurrend dicht an sie an. Die Alte streichelte ihr mechanisch

das Fell, während sie schon halb im Schlafe murmelte: „Man hat mich bestohlen, Miez, Miez, aber ich will für deine Seele doch eine Messe lesen lassen — denn du hast . . . eine . . . Seele . . .“

Der Pater Domingo war am Nachmittag herübergekommen, um mit der alten Rita wegen des Diebstahls zu sprechen, von dem der ganze Platz voll war. Der Barbier hatte nicht unterlassen, die Sache mit einem andulusischen Parfüm, das heißt mit kleinen Ausschmückungen seiner Fabrik, unter die Leute zu bringen. Pater Domingo befürchtete, daß der Verdacht Unschuldige treffen möge und wünschte deshalb, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Aber vergeblich bemühte er sich, von der alten Frau bestimmte Angaben über die Höhe der Summe und über den letzten Verbleib derselben zu gewinnen. Die Freude, den Zins, den sie schon halb aufgegeben, von Quele Lopez erhalten zu haben, die nächtliche Unruhe wegen des Versteckes und zuletzt der Schreck über den vermeintlichen Verlust — das war zu viel für ihre abnehmenden Kräfte gewesen. Das schwache Flämmchen, das in ihr nur noch flackerte, war am Erlöschen. Es war kein zusammenhängender Satz

aus ihr herauszubringen. Sie schien Alles vergessen zu haben, glücklicherweise auch, was ihr Gaspar Gelvez von dem Caballero auf der Mauer verrathen hatte. Mühsam hob sie ihre Augendeckel, um mit dem verschleierten Blick die Katze neben sich zu suchen, die sie dann streichelte.

Aber es war nicht der Zustand der alten Señora Molina, der den Kanonikus beunruhigte. Dreimal die Dauer eines Menschenlebens faßte ihr Alter in sich, der morsche Bau hatte ausgedient, die Ruhe war ihr zu gönnen.

Pilar erfüllte ihn mit Sorge. Er war ein zu geübter Seelenkenner, um den tiefen Gram, der sie verzehrte, ihr nicht an den Augen abzulesen.

„Sie wird Don Manuel und Casilda von Cespedez mit ihren Verwandten am Alkazar gesehen haben,“ dachte er, denn er selbst war, aus der Kathedrale tretend, der vornehmen Gesellschaft begegnet, „nun gesellt sich der verschmähten Liebe noch die Eifersucht.“

„Armes Kind,“ sagte er, und streichelte sanft ihre Hand zwischen der seinen, „Dein Leben in diesem Hause ist ein freudloses, trauriges gewesen, aber hoffe

auf den Herrn — Du bist noch so jung — Du wirst noch glücklich werden!"

„Niemals!" erwiderte sie mit Ueberzeugung, denn die erfahrungslose Jugend glaubt noch an die Dauer eines großen Schmerzes.

„Du hast ihn heut mit seiner Braut gesehen?"

„Mit wem?"

„Schon neulich erzählte ich Dir, daß man Don Manuel verlobt sage. Und in der That begegnete ich ihm heut mit einer jungen Dame, die ihn sehr zu fesseln schien. Sahst Du die Wagen der Marquese Cespedez nicht vor dem Alkazar halten?"

Sie war den ganzen Tag nicht an's Fenster gekommen.

„Pilar — denkst Du denn noch an ihn?"

„Giebt es ein Mittel dagegen?"

„Ja, es giebt eins — die Pflicht! Weißt Du nicht, daß etwas begehren, was einer Andern gehört, Sünde ist gegen Gottes heiliges Gebot?"

Sie sah angstvoll fragend zu ihm auf — wollte er ihren Gram auch noch zur Schuld erhöhen?

„Ja, Sünde, Pilar. Bedenke, wenn Manuel Dein

Verlobter wäre, wie es Dir gefallen würde, wenn Casilda so an ihn dächte!"

Und mit diesen Worten hatte er sie verlassen.

Früher, wenn der Pater Domingo sagte: „Das ist Sünde, Pilar — davon halte Dich fern," unterwarf sie sich seinem Willen, ohne ihn zu prüfen. Es war so bequem, an jedem Scheidewege einen Weiser zu finden, der ihr zurief: „Hier rechts — dort links!" um an's Ziel zu kommen.

Jetzt gab es zwei Weiser, die uneins waren in ihrer Seele.

„Wie kann an Manuel denken und für ihn beten Sünde sein!" rief ihr Herz.

„Wenn Manuel Dein Verlobter wäre, würde es Dir gefallen, wenn Casilda an ihn dächte?" widerlegte der Pater Domingo.

Der Kampf rieb sie fast auf.

„Wer hinaus könnte und ihm entfliehen!" dachte Pilar. Still sitzend neben der leise röchelnden Alten, war sie ihm hoffnungslos preisgegeben. Hatte sie doch einmal, sich selbst vergessend, unwissentlich ganz laut gerufen: „Ja — es ist Sünde!" so daß die alte Rita aus ihrem Halbschlummer sich aufgerichtet und,

als ob sie auf einen Vorwurf Antwort geben müsse, ihr zugerufen hatte:

„Nein, Pilar — nicht Sünde — es ist nur Vorsicht, an die Sicherheit zu denken . . .“

Als die Nacht kam, die Alten schliefen und sie am Fenster stand, war es ihr auf einmal, wie sie den dunklen Himmel in ihrer Seelennoth so fragend anblickte, als ob der Pater doch wahr gesprochen habe.

„Einer kann Manuel nur gehören — und wäre er mein, mit Niemand würde ich ihn theilen — auch nicht in Gedanken theilen wollen . . .“

„Pilar!“ rief es plötzlich neben ihr.

Sie zuckte zusammen, als ob der Ton seiner Stimme ihr Schmerz bereite.

„Hörst Du mich nicht, Pilar?“

„Ich darf nicht — es ist Sünde.“

„Quäle mich nicht — komm' näher an's Gitter . . . Wie lange habe ich Dich entbehrt — weißt Du denn nicht, daß ich vor Sehnsucht sterbe?“

Aber sie war einen Schritt zurückgetreten — wie durfte er so zu ihr sprechen, da sie doch wußte, daß er einer Andern gehöre.

„Pilar — Du weißt nicht, was ich that, um zu Dir zu kommen —“

„Du betrogst eine Andere.“

„Bei Allem, was mir heilig ist — o, höre mich an, Pilar — ich liebe Dich!“

„Du hast mir selbst gesagt, was Deine Liebe werth ist — heut früh warst Du bei ihr — jetzt kommst Du her . . . wie die Giralda da oben, die sich dreht . . .“

„Pilar — willst Du mich rasend machen — gieb mir nur Deine Hand . . .“

„Dort schleicht Gaspar Gelvez herum, der uns sieht und mich verrathen wird — geh' — es ist Sünde . . .“

„Da ist ein Ring, Pilar — Du sollst mein Weib werden . . .“

„Neben der Andern? O Manuel, wie kannst Du mich in meinem Jammer noch verspotten?“

Gewaltsam riß sie sich los und stürzte in ihr Zimmer zurück, um, wie an jenem Abend, als sie das Ständchen nicht hören wollte, das er Enriquita brachte, den Kopf in die Kissen ihres Bettes zu verbergen. Aber kaum war sie ihm entflohen, war die

Kraft ihres Widerstandes gebrochen — der Kampf, ob Recht oder Unrecht, schwieg und Alles löste sich in ein Gefühl unendlicher Sehnsucht nach ihm auf.

*   *
*

„Don Manuel? Wahrhaftig, da ist er! Aber Du siehst aus, als ob Du aus der andern Welt kämest!“ rief Rafael, als Manuel spät und ziemlich verstört noch in's Zelt des Casinos trat. Jaime hatte mit den Pferden nicht weit von der Kathedrale halten müssen, und Manuel, als er von Pilar kam, hatte sich auf seinen Rappen geworfen und war mit verhängtem Zügel nach der Feria geritten, ohne dem Diener, der ihm kaum folgen konnte, auch nur Zeit zu einer Bemerkung zu lassen.

Rafael nahm ihn auf die Seite.

„Gut, daß Du noch kommst; der kleine Luis hat einen Versuch gemacht, in Deine Position zu treten. Dort ist er neben Casilda, er merkt jetzt, daß er den Feind im Rücken hat, wenn er sich auch stellt, als ob er Dich nicht sähe ... Drauf, Manuel — drauf, ehe Luis auch an's Heirathen denkt. Auf Casilda ist

nicht zu bauen — Weib bleibt Weib: bien fol, qui 'y fie ..."

„Ja wohl — bien fol, qui s'y fie! Wahrscheinlich macht es die Erbsünde, daß es so ist — oder treiben wir's anders? Aber Luis soll dran. Nicht daß ich ihm zürne — — ich habe nur Lust, einen Gang zu machen, gleichviel mit wem. Ich kann einen Aderlaß brauchen."

„Manuel, was hast Du?"

„Liebe — Liebe und abermals — Liebe!"

„Das ist der Zustand in Permanenz."

„Verschmäht — das ist etwas Neues."

„Das dankst Du Deinem guten Stern, Du wärst sonst noch nicht hier, und es ist die höchste Zeit — komm' ..."

Und Rafael zog ihn nach der Seite, wo Casilda mit ihrem Vetter plauderte.

„So spät!" rief sie ihm entgegen, aber mit einem sehr freundlichen Willkommenblick, denn sie hatte angefangen, ihren Vetter Luis etwas fade zu finden. „Wir haben Sie vermißt — wo waren Sie?"

„Bei dem schönsten Mädchen von Sevilla," er-

widerte Manuel so ernst, als ob er aufgefordert worden wäre, ein Glaubensbekenntniß abzulegen.

Rafael war überzeugt, daß sein Freund plötzlich den Verstand verloren habe, und wandte sich entrüstet ab.

„Casilda,“ sagte Don Luis, dem dieser Wahnsinn sehr erwünscht war, „Don Manuel wird zugeben, daß das schönste Mädchen von Sevilla nicht das schönste Mädchen überhaupt ist.“

„Ich weiß Keine, die ihr gleichkommt!“ fügte Manuel ebenso ernst wie vorhin hinzu.

„Dem widerspreche ich!“ rief Don Luis mit Nachdruck, obgleich er wußte, was darauf folgen würde. Aber jeder Andalusier wird tapfer einer Frau gegenüber, die er von einem Andern beleidigt glaubt. Manuel verbeugte sich unmerklich gegen Luis.

Casilda sah einen Augenblick verlegen zu Boden — der Auftritt verwirrte sie; sie hatte keine Erklärung dafür. Es kam ihr sehr gelegen, daß ihre Tante sie zu sich winkte, die mit den andern Damen aufbrach.

Als die letzten Wagen sich entfernt hatten, trafen Manuel und Luis sich in der Richtung des Aquädukts

von Carmona. Ehrenhändel werden in Andalusien meist auf der Stelle ausgefochten. Das heiße Blut verschmäht es, auf die Zeugen zu warten.

* *
*

Es war gegen zwei Uhr in der Nacht, als Pilar, welche den Frieden, der nicht kommen wollte, immer noch im Gebete suchte, ihren Namen vor dem Fenster rufen hörte.

Das war nicht Manuel's Stimme — wer konnte es sein? Irgend ein Spuk, sie noch mehr zu ängstigen...

„Señorita Pilar! Señorita Pilar!" rief Einer laut und dringlich herauf.

Es mußte Jemand ihrer Hülfe bedürfen — Manuel etwa?

Pilar war noch angekleidet, sie trat an's Fenster.

„Wer ruft?"

„Señorita — ich bin Don Manuel de Vargas' Diener und mein Herr liegt schwer verwundet am Aquädukte von Carmona."

„Jesus!" schrie sie ganz außer sich.

„Don Luis holt den Doktor — aber mein Herr verlangt nur nach Ihnen..."

„Nach mir?“ Sie wagte nicht zu fragen, ob die „Andere“ bei ihm sei.

„Es hat Eile, Señorita — es ist vielleicht sein letzter Wunsch ...“ fügte Jaime hinzu, den ihr Zögern ängstete. „Da ist ein blutiges Tuch mit seinem Namen, wenn Sie ein Zeichen brauchen ...“

„Ich komme schon!“ rief sie und schloß eilends das Fenster. Sie überlegte nicht; sie sah nur noch das blutige Tuch, fühlte nur noch, daß Manuel nach ihr verlange; da gab es kein Bedenken.

Jaime, der entschlossen gewesen war, Pilar, wenn sie Widerstand zeigte, selbst mit Gewalt zu entführen, um seines lieben Herrn Wunsch zu erfüllen, gab ihr kaum Zeit, die Hausthür wieder zu verschließen, nachdem sie herausgetreten war. Er hob sie sogleich hinter sich auf's Pferd.

„Festgehalten, Señorita!“ rief er ihr zu. „Er ist allein ... wir müssen schnell reiten.

Und der Rappe jagte durch die stillen Straßen, daß die Verspäteten, die ihm mit seiner sonderbaren Last begegneten, sich unwillkürlich bekreuzten.

*   *

*

„Jede hat ihre Zeit, da muß man wachen! He, Teresita! He!“ rief Gaspar Gelvez, den Jaime's Rufen an's Fenster getrieben hatte, seiner Frau zu. Sie begriff nichts von dem Gesagten, denn sie war eben im Traum auf der Feria und sah ihren jüngsten Sohn Pedrillo in einen Teich voll siedenden Oeles stürzen, in dem eine alte Zigeunerin Pfannkuchen buk.

„Ach! Hülfe! Ach, Pedrillo, ach, ach!“ stöhnte sie.

„Ja — ach, ach, ach! Komm' zu Dir, ich habe Eile!“ schrie der unbarmherzige Vater und schüttelte Teresita im Augenblick, als es ihr gelang, dem zappelnden Pedrillo eine große Stange Zuckerkandis hinzuhalten.

„Es ist ja mitten in der Nacht!“ rief die geängstigte Frau, der es endlich möglich wurde, ein Auge zu öffnen. „Brennt denn das Haus?“

„Nein — aber es brennt etwas Anderes. Ich will zum Pater Domingo!“

„Heilige Maria! Gaspar — bist Du toll! Willst Du die letzte Oelung nehmen?“

„Wo ist meine Capa — wo ist meine Capa? Ehe es zu spät wird!“

„Er hat gemischten Wein getrunken — er ist von Sinnen! Herr, Du meines Lebens!“

„Caramba — schweig’ mit dem Unsinn! Pilar hat sich soeben entführen lassen.“

„Pilar?“

Teresita war im Augenblick vollständig ermuntert.

„Pilar?“

„Und ich muß zum Pater Domingo und ihm sagen, wo er sein Pathenkind findet, ehe es zu spät wird . . .“

Teresita hatte Pedrillo und ihres Gatten Tollheit — Alles vergessen neben der außerordentlichen Neuigkeit. Sie saß mit zusammengeschlagenen Händen und weit aufgerissenen Augen in mangelhaftester Toilette auf ihrem Pfühle wie versteinert, während Gaspar in fieberhafter Eile Alles durcheinander warf, um im Halbdunkel die nothwendigsten Kleidungsstücke zusammenzuraffen.

„Pilar?“

„Ja, ja, Pilar! Die mich noch gestern mit ihren großen Augen unschuldig ansah, wie unsere liebe Frau von Carmen, als ich wagte, ein Wörtchen von Don Manuel de Vargas fallen zu lassen.“

„Pilar?“

„Aber Jede hat ihre Zeit, wo man sie bewachen muß . . .“

Damit war er zur Thür hinaus.

„Pilar!“ rief sie noch einmal; dann legte sie sich wieder zu Bett, nestelte das Laken um sich und dehnte sich behaglich — ach, wie behaglich! Nebenan schnarchte Pedrillo unversehrt vom siedenden Oele — draußen lief Gaspar unberauscht von gemischtem Weine, und Pilar — das schönste Mädchen des ganzen Platzes, das tugendhafteste, das jeder Gatte als Beispiel im Munde führte — sie lag im Staube!

* *

*

Der Aderlaß, den der letzte de Vargas sich heraufbeschworen, hätte ihm leicht tödtlich werden können. Luis' Stahl war ihm in die Brust gedrungen.

„Pilar!“ hatte er ausgerufen, als der Stoß ihn traf. „Bringt mich zu ihr, ich will neben ihr verbluten!“

Selbst nur leicht verwundet, war es Luis mit Jaime's Hülfe möglich gewesen, Manuel bis an die verlassene Begräbnißkapelle zu tragen, die sich nicht

weit vom Aquädukte von Carmona befindet. Sie gehört zu einem Kirchhofe, der ebenfalls seit Jahren schon nicht mehr benützt wird. Der scharfsichtige Diener, welcher, als er seinen Herrn mit Don Luis sich nicht nach der Stadt, sondern weiter in's Feld entfernen sah, auf einen Zweikampf schloß, war Beiden gefolgt und gleich zur Hand gewesen.

Man hatte die morsche Thür der Kapelle eingestoßen, die verschlossen war. Eine feuchte, moderige Luft drang ihnen entgegen. Luis durchschnitt mit seinem noch blutigen Degen fingerdicke Spinnweben, die das Vordringen hinderten. Jaime brannte eine Wachskerze an, die er bei sich trug, und befestigte sie in einer kupfernen Dille, die sich auf dem Altar fand. Mond und Sterne schienen zwar durch eine Spalte in der Decke herein — die Fenster waren längst undurchsichtig geworden — aber es war gerathen, Ratten und Molche, die von dem Ort Besitz genommen, durch ein anderes als das gewohnte Licht zu vertreiben. Man breitete Manuel's braunen Mantel über die Altarstufen und legte den Verwundeten darauf nieder.

„Pilar!“ stöhnte er von Zeit zu Zeit.

Don Luis ging nach der Stadt, um den Arzt

herauszuschicken; eine Wunde an der rechten Hand, die ihn heftig schmerzte, machte es ihm unmöglich, sich des Pferdes zu bedienen. Er war übrigens in der versöhnlichsten Stimmung von der Welt; das Duell mußte ihm den Besitz Casildens sichern.

Jaime, in solchen Dingen nicht unerfahren, hatte Manuel einen ersten Verband angelegt.

„Bring' mich zu Pilar!" flehte Manuel dabei von Neuem, obgleich die Sinne ihm bereits zu schwinden anfingen.

Und da selbst die Schmerzen den Gedanken an das Mädchen nicht bannten, verschwor sich Jaime, seines lieben Herrn Wunsch zu erfüllen, es koste, was es wolle. Die ungestillte Sehnsucht konnte dessen Zustand möglicherweise ja verschlimmern. Er erneuerte den Wasserumschlag, schob einen alten Chormantel, den er in der Sakristei aufgestöbert hatte, unter des Verwundeten Kopf und befahl ihn allen Heiligen. Der Domplatz war nicht weit entfernt und er tröstete sich mit dem Gedanken einer schnellen Rückkehr. Daß das Pferd auf keine Schonung zu rechnen hatte, war natürlich.

Manuel, die Hand fest auf die Wunde gedrückt,

damit das Blut nicht von Neuem fließe, hielt indeß die Augen sehnsüchtig auf die Thür geheftet. Seit er Pilar verlassen hatte, war sein einziger Gedanke gewesen, ihr den Irrthum zu benehmen, daß er eine Andere liebe. Aber die Fieberphantasieen bemächtigten sich oft gewaltsam dieses Gedankens und verbanden ihn mit grauenvollen Bildern, zu denen die unheimliche Umgebung Veranlassung bot.

Er sah die hölzerne Madonna, die vor ihm auf dem Postamente stand, herabsteigen und ihm winken... war das nicht Pilar? Gewiß — man hatte sie zu einer Heiligen erhoben, seit er sie verließ. Wehe ihrer Schönheit! Der Kopf war von Würmern halb zerfressen und aus den leeren Augenhöhlen krochen behaarte, dickleibige Spinnen ... Nur der metallene Glorienschein war noch erhalten, obwohl der Regen, der von oben hereindrang, ihn mit Grünspan bedeckt hatte. Grünspantropfen waren über das Gesicht gerollt und hatten es mit Leichenfarbe überzogen.

„Meine Heilige ist todt!“ stöhnte er. „Sie ist verwest ... Ich habe sie gemordet!“ schrie er auf einmal und richtete sich wild empor.

„Manuel, da bin ich, komm' zu Dir, Liebster!“

klang es da plötzlich dicht neben ihm, und bei dem bekannten Tone der geliebten Stimme kehrte das Bewußtsein für einen Augenblick zurück.

„Pilar — Du hast Recht!“ flüsterten seine Lippen mit einer letzten Anstrengung, als sie sich über ihn beugte. „Die Liebe ist un . . .“

Mittlerweile kam der Chirurg mit einer Blendlaterne und einem ganzen Apparat von Instrumenten und Bandagen. Seine Specialität waren Stich- und Hiebwunden. Die Feria war seine Erntezeit und sehr geeignet, seine Erfahrungen zu bereichern.

Manuel schien bewußtlos, als der Arzt eintrat; sobald man aber Pilar von seiner Seite entfernen wollte, zeigte sich's, daß er die Empfindung ihrer Nähe habe, denn er widersetzte sich, ihre Hand frei zu geben. Doctor Tiomuerte, der den Zusammenhang halb und halb errieth, in dem sie zu der Verwundung stand, hatte keine Ursache, ihr zu zürnen. Um seine Praxis hätte es schlimm gestanden, wenn Liebesnoth an Kraft verloren hätte. So ergab er sich in die bangen Seufzer und tröstenden Worte, mit denen sie seiner Untersuchung der Wunde folgte. Er schüttelte dabei den Kopf zwar sehr bedenklich, doch war

das nicht als ein besonders schlimmes Zeichen anzusehen.

Es galt nur dem Verbande Jaime's, den er zuerst als von einem Collegen herrührend betrachtete und deshalb nicht billigen durfte. Er fand auch das Lager der Wunde nicht entsprechend, was vom Standpunkte der Medicin sich schwerlich bestreiten ließ. Ferner sei das kalte Wasser, das Jaime angewendet und welches der nahe Aquädukt geliefert hatte, zwar gut — Eis jedoch wäre noch vorzuziehen gewesen. Wieder ein Ausspruch, den die gesammte Fakultät nicht hätte widerlegen können.

Bei der Jugend des Patienten, meinte er, vorzüglich aber bei seiner — Señor Tiomuerte's — Behandlung ließe sich das Beste erwarten. Jedenfalls gab er Hoffnung.

Pilar sah in Demuth den Himmel über sich geöffnet. Jeder Zweifel betreffs der Andern, die Rechte an Manuel haben sollte, schien gelöst durch ihre Abwesenheit in solcher Stunde — der unbeirrte Glaube an ihn war in ihr Herz zurückgekehrt. Dagegen schien ihr das Benehmen des Pater Domingo, den sie so glücklich war, bald darauf in Gesellschaft von Gaspar

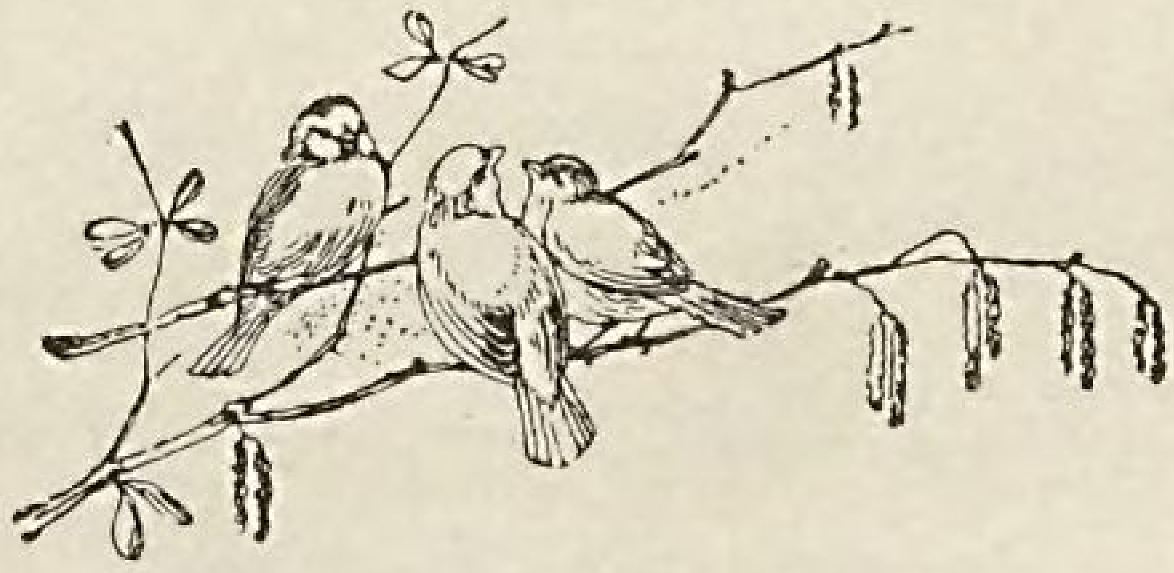
Gelvez in die Kapelle treten zu sehen, vollständig unbegreiflich.

„Pilar,“ rief er ihr in strengem Tone und mit einem unwilligen Ausdruck entgegen, „Pilar, wie konntest Du Dich so weit vergessen und das Haus Deiner Verwandten mitten in der Nacht verlassen?“

„Durfte ich nach der Stunde fragen,“ erwiderte sie einfach, „da ein Kranker nach mir verlangte?“

Manuel aber fand die Sprache wieder, als er sie schmähen hörte.

„Geben Sie uns Ihren Segen, Pater Domingo!“ rief er, wenn auch mit kaum vernehmbarer Stimme. „Denn, bei Gott, Pilar und keine Andere wird Gräfin Vargas, wenn dieser Stoß nicht tödtlich ist!“



Unter Carlisten.

I.

Durch ein grünes Thal Asturiens wandern in den ersten Septembertagen 1872 zwei sehr ungleiche Gestalten: ein sorgenbedrücktes Bauerweib und ein frischer junger Mann.

Sie ist dunkel und dürftig gekleidet. Im Gehen betet sie den Rosenkranz, halb aus Gewohnheit, halb weil ihr der Fremde unheimlich ist, der sich ihr in Mieres angeschlossen hat. Mit ihren schwarzen, immer noch funkelnden Augen schielt sie mißtrauisch nach ihm hin, wenn er plötzlich stehen bleibt, ein Auge zukneift, mit dem andern starr vor sich hinsieht und dann in jauchzende Laute ausbricht, die sie nicht versteht.

Ihr Begleiter ist ein junger Maler aus Berlin, seinen zahlreichen Freunden unter dem Namen „der rothe Wolf“ bekannt. Das Haar hat sich längst gebräunt, der Name ist ihm von der Schule geblieben. Er ist zweiundzwanzigjährig, schlank gewachsen und hat die helle Hautfarbe, das Erbtheil der Rothen, welche spanische Frauen entzückt. Die Augen sind braun und können so treuherzig blicken, daß selbst der Vormund — von der Mutter gar nicht zu reden — ihm die dummen Streiche immer verzieh, ohne die der Künstler einmal nicht mündig wird. Der Vormund rechnet zu Wolf's dummen Streichen auch diese Studienreise durch Spanien, das wieder einmal an allen vier Ecken brennt. Den alten Thron der spanischen Bourbonen, durch eine Revolution umgestürzt, hat „ein Fremder, Don Amadeo,“ wie er im Lande mit verächtlichem Zucken um den Mund genannt wird, eingenommen. Carlisten, Alfonsisten und Republikaner stehen ihm gegenüber, um nach seinem Fall sich die Herrschaft untereinander streitig zu machen.

Das gebirgige Asturien, zum Guerrillakriege wie geschaffen, gehört zu den Provinzen, auf die Don Carlos, der dritte Carlos jener bekannten Präten-

dentenlinie, seine Hoffnungen gesetzt hat. Unterstützt von einem großen Theile des Klerus, der von ihm die Wiederherstellung der Kirche in alter Glorie erwartet, sammelt er hier in versteckten Thälern seine Anhänger, um sie unter Lizaraga den regulären Truppen, welche die Regierung von Madrid vertreten, entgegenzustellen.

Wolf kümmert sich wenig um die Politik. Er reist auch nach keinem bestimmten Plan und läßt sich vom Zufall und der Künstlerlaune führen. In der Ebene von Leon hätte er sich beinahe das Fieber geholt, das in einer sumpfigen Gegend während der Augusthitze ausgebrochen war. Da fiel ihm glücklicherweise ein, sich in den Bergen des benachbarten Asturien zu erfrischen. Bald die Post benutzend, bald zu Fuß wandernd, war er gerade zum Jahrmarkt in Mieres eingetroffen. Ein Gasthaus gab's dort nicht; doch gestattete der Hufschmied, daß gegen eine kleine Vergütung Fremde an seinem Heerd brieten oder kochten, was sie Eßbares in der Nähe auftreiben konnten. Am Heerdfeuer machte Wolf auch die Bekanntschaft der Bäuerin. Sie hieß Gontroda Trelles und war ein paar Stunden von Mieres, in Covadonga, zu Hause.

Covadonga? Wolf sieht in seinem Handbuch nach und erfährt, daß sich das Grab des großen Gothenkönigs Pelayo dort befindet. Pelayo, der spanische Leonidas, hat lange vor den katholischen Königen, Ferdinand und Isabella, das Land schon einmal von den Mauren befreit. Sein Grab reizt Wolf. Gontroda weiß von dem Helden nichts, dagegen erzählt sie viel von dem wunderthätigen Marienbilde, dessen Fest am 8. September begangen werde. Der Jungfrau von Covadonga ist eine eigene Kirche erbaut und zu ihrem Hofstaat gehören zwölf Priester, welche nichts thun, als ihr zu Ehren Messe lesen. Die Häuser um Covadonga stehen alle im Zusammenhang mit der heiligen Frau und ihrem Hofstaat. Gontroda ist die Wäscherin der geistlichen Herren. Das Marienbild ist für sie das Wichtigste, was es in ganz Spanien giebt. Und außer Spanien existirt für sie nur die Havana, wohin jeder auswandert, der's daheim zu nichts bringt. Ihr eigener Mann war einst auch dorthin über's Meer gezogen und — verschollen.

Für Wolf hat das bevorstehende Namensfest der Heiligen als Sittenbild eine fast ebenso starke Anziehungskraft wie das Heldengrab. Er fragt

Gontroda, ob sie ihn für ein paar Nächte beherbergen könne.

„Wenn's der Felipe zufrieden ist . . . meinetwegen!“

Felipe ist ihr Sohn. Wolf verspricht, sich diesem zu unterwerfen; so machen sie sich zusammen auf den Weg.

Gesprächig sind beide nicht und wechseln wenig Worte. Nur als sie nach ein paar Stunden des ansteigenden Weges sich ausruhen und Wolf, dessen Lunge vom Steigen nichts merkt, zu singen anfängt, beginnt Gontroda zu reden. Sie hat nur ein Thema — jede Mutter eines Sohnes hat dasselbe.

„Voriges Jahr, wenn mein Felipe von der Arbeit kam, sang er gerade wie Ihr, Herr . . . accurat so eine helle Stimme.“

„Und hat er die Stimme verloren oder das Singen verlernt?“

„Ach, lieber Herr . . . Gott weiß, warum es ihn treffen mußte . . . denn Alles hat seine Ursache . . . aber ein Kreuz ist es! Hat man ein Kind einmal großgezogen . . . mit Waschen und Spinnen ist das nicht leicht . . . der Mann will doch auch etwas

lernen! . . . so meint man, nun sei man über den Berg . . . da kommt die Sorge von einer andern Seite! . . . Und er könnte es so gut haben! Ihm geht nichts ab . . . nichts!"

„Das können Sie nicht wissen, meine beste Señora. Sehen Sie, ich hatte es gerade so gut wie Ihr Felipe . . . es ging mir auch nichts ab. Und doch hörte ich eines Tages auf zu singen und ließ mir Reisegeld geben. Schicken Sie den Felipe auf Reisen . . . ein junger Mensch will nicht immer zu Hause sitzen."

Sie versteht mit dem Instinct der Mutter: „Das ist es nicht, Herr, das nicht. Hier, wenn Einer jung ist und sich grämt, so ist's um ein Mädel!"

„Aha . . . die Liebe! So quält ihn sein Schatz?"

„Ich glaub's wohl! Daß er sie nicht kriegt . . . das quält ihn!"

„Sie liebt ihn vielleicht nicht!"

Die Alte fährt auf. „Ich dächte gar . . . wird ihn nicht lieben!" ruft sie fast zornig. „Da müssen Sie ihn erst sehen, eh' Sie so etwas sagen! Horchen Sie nur herum . . . drüben in der Eisenschmelze von Abarsuza, da wird man Ihnen schon sagen, was mein liebes Kind werth ist. Dort hat er's vom Arbeiter

zum Werkmeister gebracht! Aber die Ehre freut ihn nicht, weil er nur an das Mädel denkt. Sprech' ich: ‚Felipe, geh', es giebt schönere und ebenso brave ... muß ja nicht gerade die sein! ...‘ Spricht er: ‚Mutter, wir können nicht lieben, wie Andere wollen ... die Liebe kommt über den Menschen und er muß sie ertragen.‘"

„Nun, wenn sie ihn liebt und er sie, und ist sonst ein tüchtiger Mann ... da müßt's doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn sie sich nicht kriegten."

„Etwas ist auch nicht richtig, lieber Herr! Da haben sie uns vor etlichen Monaten einen Fremden als Postmeister in die Gegend geschickt, den Vicente ... der hat sie mit dem bösen Blick angesehen."

„Das Weib ist Zunder, Funke der Mann —
Da bläst der Teufel das Feuer an!"*)

meint Wolf.

„Ja, der Teufel!" ruft sie und schlägt ein Kreuz; „denn ist Einer brav und es geht ihm gut, kommt gleich ein Neider und gönnt's ihm nicht! Das Mädel will er ihm abspenstig machen ... und weil mein Felipe nicht zur Messe geht, da hetzt er auch noch

---

*) Spanisches Sprichwort.

die geistlichen Herren gegen ihn! . . . Doch wozu schwatz' ich das aus?" setzt sie plötzlich hinzu, als bereue sie, den Fremden in ihrer Betrübniß zum Vertrauten gemacht zu haben.

„Wahrscheinlich, weil Sie voraussetzen, daß ich Ihnen mit meiner Erfahrung nützen kann."

Ihr Kummer läßt sie den Spott nicht merken. „Ach, lieber Herr," fährt sie nach einer kleinen Pause fort, „ich habe immer viel vom Beten gehalten; das gehört sich auch, wenn man die Wäsche unter sich hat, in der sie oben Messe lesen . . . und ich dachte immer: wenn man sich auch für's Gebet nichts kaufen kann, so giebt's doch Frieden. Aber, verzeih mir Gott die Sünde, mein vieles Beten hat meinem einzigen Kinde nicht einmal Frieden geben können!"

„Ist sie denn so sehr schön?" fragt Wolf mit dem heimlichen Wunsch, daß sie in der Nähe wohnen und er sie malen könne.

„Das weiß ich selbst nicht . . . braun ist sie . . . nicht so arg schön . . . aber was nützt das? Wenn es Einen treffen soll, daß er ein Mädel lieben muß, so kann sie lahm sein oder pockennarbig . . . für ihn ist sie doch die Schönste."

Und damit fährt sie sich über die Augen und steht auf, um weiter zu gehen. Der Weg wird eine Zeit lang recht steil; er läuft im Zickzack eine Anhöhe hinauf durch dichtes Laubwerk. Die Streifen Himmelsblau, die man durch die Blätter schimmern sieht, werden immer schmaler. Ein kräftiger Geruch von frischgefälltem Holz durchzieht die Luft. Jenseit des Berges kommt ihnen das Rauschen eines Waldbaches entgegen. Das Thal, in das sie hinabsteigen, ist zwar ziemlich schmal, erweitert sich aber bei einer Biegung, und eine üppige grüne Ebene liegt wie in einem Kessel vor ihnen. Schroffe Felsen grenzen sie fast nach allen Seiten hin ab; über diese hinaus ragen die Schneegipfel der Peña de Europa. Aus einer Bergspalte von beträchtlicher Höhe stürzt schäumend die Deva. Unmittelbar darüber liegt auf einem Vorsprung des Felsens die kleine Kirche der heiligen Frau von Covadonga.

Unter ihr, wie sich's gebührt, sieht man aus dem niedern Nadelholz einige rothe Ziegeldächer schimmern, oder es tritt auch da oder dort ein ganzes kleines Haus hervor. Der Himmel ist nicht so klar wie in den südlichen Provinzen. Die feuchten Nebel der nahen

Küste ballen sich hier zu Wolken zusammen und erscheinen oft auf den entfernten Bergspitzen wie riesenhafte Vögel, die vom Fluge ruhen. Die Sonne ist im Sinken, sie durchbricht das Grau mit wunderbarem röthlichen Golde.

„Hier wird Halt gemacht, wenn Sie nichts dagegen haben, meine liebste, beste Señora; ja selbst wenn Sie etwas dagegen hätten!“ schreit Wolf begeistert, wirft sich in's Gras, richtet die Staffel und präparirt die Palette.

Erstaunt sieht Gontroda eine Weile zu, wie das hübsche Milchgesicht die Gegend beguckt, mit kleinen Pinseln hin- und herfährt und so den Berg zwingt, die Wolken, die Kirche, ja selbst den Pater Ramon, der mit dem Schulzen von Cangas den Berg herunterkommt, sich in einem Stück Leinwand vor ihm zu spiegeln.

Wolf hat sie vergessen. Erst als sie über seine Schulter gebeugt ihn an den Malstock stößt, dreht er sich so rasch nach ihr um, daß sie entsetzt ein paar Schritt zurückfährt.

„Verehrte Mutter Felipe's,“ bittet er, „stören Sie mich nicht, sondern ziehen Sie sich nun an Ihren

Heerd zurück und schmoren Sie mir eine riesige Portion Fleisch und Eier in Ihrem vermaledeiten Oel. Adios . . . noch eins . . . . wo liegt eigentlich dero Hotel?"

Sie zeigt auf ein kleines Haus am Fuße des Pelayofelsens, ergreift ihren Korb mit Markteinkäufen und macht sich davon.

Mittlerweile sind Pater und Schulze dem Maler nahe gekommen. Wolf, durch die schwindende Beleuchtung zur höchsten Eile gezwungen, beachtet sie nicht. Er setzt schnell noch ein paar Lichter auf, faßt die Skizze an, hält sie auf Armeslänge von sich und tupft mit dem Daumen da und dort auf der frischen Farbe herum. Dann nimmt er sein Malzeug auf und schickt sich eben zum Gehen an, als der Priester, ein leutseliger Vierziger, ihn begrüßt.

Wolf, der nach gethaner Arbeit die Zunge gern in Bewegung setzt, freut sich der Gesellschaft. Er streckt dem Mann in der Soutane die Hand entgegen, während dieser ihn nach Priesterart fixirt.

„Also unser abgelegenes Thal hat auch einen großen Künstler angezogen? Vielleicht ein frommes Gelübde?" Dabei schielt er nach der Kirche.

Wolf erklärt freimüthig, daß er von der Ortsheiligen nichts gewußt habe.

„Da Sie nun aber einmal hier sind," meint der Andere, der nicht gern eine Gelegenheit vorbeiläßt, der Kirche zu dienen, „werden Sie uns da oben natürlich einen Besuch machen."

„Selbstverständlich," ruft Wolf und nickt dem alten Felsen zu. Er liebt Alles, was schön ist, mit oder ohne Heiligenschein.

Der Schulze hat unterdeß schon ein paarmal an die Montera gegriffen — die Mütze von Pelz mit grünem Aufschlag, welche dem asturischen Bauer an den Kopf gewachsen scheint.

„Was nehmen Sie denn für das Abbild von einem Menschen?" redet er jetzt den Maler an, nachdem er ein paar Züge aus seiner kurzen Pfeife gethan hat.

Wolf mustert ihn — eine Art „Richter von Zalamea". Auf der kräftigen Gestalt sitzt ein Kopf, der Physiognomie hat.

„Wollen Sie denn gemalt werden?"

„Ja," sagt der Schulze bedächtig, „wenn's nicht zu viel kostet."

„Ist das Bild für die Hausfrau oder für einen Schatz . . . denn das muß der Maler vorher wissen!“ fragt Wolf.

Der Schulze sieht ihn an, ohne die Miene zu verziehen. „Es ist für die ganze Familie,“ sagt er, und zum Priester gewendet: „Als ich an St.-Symphorion in Oviedo war zum Begräbniß meines Schwagers selig, da merkt' ich erst, was so ein Bild werth ist. Als sie meiner Schwester den Gestorbenen wegtragen, stellt sie sich vor sein Bild und ruft: ‚Jetzt bleibt mir immer noch der an der Wand!‘“

„Und der hatte keine so harten Fäuste!“ bemerkt der Priester. „Indeß Mateos . . . Sie denken doch heut oder morgen noch nicht zu sterben?“

„Wenn die Liberalen einen Christen hängen wollen, so finden sie überall einen Baum der hoch genug ist. Dem Schulzen von Carasa hat man's auch nicht an der Wiege gesungen, daß ihn Loma's Leute in's Jenseits fördern würden.“

„Requiescat . . . der hatte keine Freunde wie Sie, Mateos; jetzt muß man sich auf seine Freunde verlassen können.“

„Also, Herr Maler . . . oder wie ist der werthe Name?“ beginnt der Schulze wieder.

„Wolf, lobo . . . auch Wölfchen nannte mich die Mama, lobezno.“

Die frommen Spanier hätten sich beinahe bekreuzt.

„Sie haben ja aber noch kein Bild von mir gesehen? Wenn Ihnen das Portrait dann nicht gefiele?“

„Wenn Einer auf seine Profession reist, da muß er sie doch auch verstehen,“ bemerkt der Bauer trocken. „Haben Sie Ihr Meisterstück schon gemacht?“

„Und was für eins! Ein Farbenreiber, der die Venus von Milo umstürzt . . . es wäre beinah medaillirt worden.“

„Also . . . was kostet ein Bild?“

„Je nachdem, theuer darf's wahrscheinlich nicht sein. Sagen wir also . . . ein Porträt von circa sechzig Centimeter, der Centimeter zu 2 Realen“ (1 Real = 20 Pf.).

„Macht 120 Realen,“ berechnet der Schulze, „nein, das ist mir zu theuer.“

„Oho! mein edler Señor! Was glauben Sie denn? Ein Maler von Berlin, beinahe medaillirt... und nicht einmal 2 Realen für den Centimeter solcher Waare!"

„Ich möchte da einen Vorschlag machen," sagt Ramon, dem der Maler behagt und der ihn gern zum Bleiben veranlassen will, „wie wäre es denn, Mateos, wenn man das Geld ganz aus dem Spiel ließe? Sie laden den Herrn in Ihr Haus und geben ihm Zehrung bis über's Fest. Er sieht sich dabei die Gegend an . . . malt wohl noch Dies und Das . . ."

„Ich bin's zufrieden," meint Wolf, dem der Vorschlag gefällt.

„Von der Montera bis zu den Alpargatas" (Bastsandalen) „will ich gemalt sein . . . Don Ramon ist Zeuge."

„Potz tausend!" schreit Wolf, „Sie sind findig! Wollen Sie aber die Füße in's Bild ziehen, wird der Kopf natürlich klein . . . meine Leinwand giebt's nicht her, selbst wenn ich so ein zehn bis zwanzig Centimeter zugeben wollte."

Der Schulze besinnt sich noch. Daß er kein baares

Geld zu zahlen hätte, wär' ihm schon recht. Indeß, rathsam wär's, Wolf vorher essen sehen.

„Wieviel Mahlzeiten verlangen Sie am Tage?“ fragt er, um doch eine gewisse Sicherheit zu haben.

„Neun,“ sagt Wolf und bemüht sich, ernst zu bleiben, „außer wenn ich Messe höre. Die Kirche liegt hoch; an solchen Tagen kann ich's unter einem Dutzend schon nicht thun.“

„Zwölf,“ schreit der Schulze entsetzt. „Nein, das ist die Malerei nicht werth.“

„Aber Mateos!“ ruft der Pastor lachend, „schauen Sie dem Señor Wolf doch nur in die lustigen Augen! Er hat uns zum Besten! Schlagen Sie schnell ein, damit wir das Bild endlich sicher haben.“

Die Pfeife ist dem Bauer ausgegangen, und er nimmt die Gelegenheit wahr, während er sie wieder anzündet, sich noch zu besinnen.

„Haben Sie eine Tochter?“ fragt Wolf, den die jungen Asturianerinnen auf dem Jahrmarkt entzückt haben.

„O! Und was für eine!“ antwortet der Priester.

Der Ton der Stimme scheint Wolf verheißend.

„Wenn ich mit Ihrer Verpflegung zufrieden bin, werde ich Ihnen die Tochter als Zugabe malen.“

„Eine Zugabe? Das läßt sich hören. Aber ich will meine Frau als Zugabe.“

„Bedaure . . . das darf ich nicht.“

„Warum?“ fragt Mateos erstaunt.

„Alte Frauen dürfen in der Malerei nicht als Zugabe geliefert werden.“

„Weshalb nicht?“

„Das ist gegen den Respect und die Regeln von der Grazie. Das Fräulein Tochter . . . ja; die Frau Gemahlin . . . darauf muß ich leider verzichten.“

„Nun, Mateos, wenn Sie sich noch lange besinnen,“ ruft der Pater ärgerlich, „werden Sie die einzige Gelegenheit verlieren, Ihr Pergamentgesicht von einem berühmten Maler copiren zu lassen.“

Mateos reicht dem Maler seine Hand.

„Acht Tage Zehrung,“ sagt er, „aber ohne Zugabe.“

„Acht Tage Zehrung . . . halt!“ schreit Wolf und nimmt seine Hand noch einmal zurück, die er eben in die schwielige des Schulzen legen wollte. „Hoch-

würden, es ist nur wegen der Fasttage. Malt in Berlin einer ein Porträt, so erhält er stets Dispens vom Fasten. Der Hunger beeinflußt die Aehnlichkeit."

Der Pater lacht, daß ihm die Thränen über die Backen laufen.

„O ... ihr listiges Ketzervolk," schreit er; „Mateos, geben Sie ihm nur jeden Tag seine gute Portion Braten, sonst wird er eine Vogelscheuche aus Ihnen machen und Alles auf die Abstinenz schieben. Unsere Absolution sollen Sie kriegen."

Da wird der Handschlag gegeben. Man steht gerade vor Gontroda's Häuschen. Der Pater, dem die Unterhaltung sehr behagt, hätte den Maler am liebsten gleich zum Abendimbiß mit in's Refectorium genommen. Aber Wolf denkt: „Ein Mann, ein Wort," und mag seinem Versprechen an Gontroda nicht untreu werden. Dagegen verheißt er, sich am nächsten Morgen zeitig zum Frühstück in der Collegiata einzustellen. Der Priester will ihn dann selbst nach dem benachbarten Cangas de Onis führen. Mit lebhaftem Händedruck trennt man sich. Daß Mateos einen finstern Blick auf Gontroda's Haus wirft, entgeht dem Maler.

II.

Gontroda's „Hotel" ist ein kleines Haus von grauem Stein, das sich vor den übrigen durch eine gewisse Regelmäßigkeit auszeichnet. Die granitenen Stufen, die zur Thür führen, sind behauen, und diese selbst von hartem Holz mit bronzenen Nägeln beschlagen. Der Feigenbaum, der das Fenster beschattet und voll reifer Früchte hängt, ist spalierartig an der Mauer gezogen.

Auch das Innere ist behaglich. Die hölzernen Bänke, der Tisch und eine verschließbare Truhe sind solid gearbeitet. Der Kamin raucht nicht, wie der von Mieres. Man hat, den Gast zu ehren, ein paar Körner Weihrauch in's Feuer geworfen. Aber viel angenehmer als der heilige Dampf scheint Wolf der kräftige Brodem, der aus einem Kessel aufsteigt, unter dem die harzigen Scheite knistern.

„Die Aale sind noch nicht gar . . . aber Sie bekommen auch ein Vorgericht," ruft Gontroda ihm vom Heerd zu und belegt einen strammen Reisbrei mit Chorizzos, spanischer Wurst.

„Holla! Mutterchen," frohlockt der hungerige

Wolf, „Ihnen hat wohl die heilige Frau von Covadonga geholfen, daß Sie mir schon mit einem solchen Festschmaus aufwarten können?“

Gontroda schlägt ein Kreuz bei dieser Voraussetzung. „Ich sagte Ihnen doch, daß ich einen Sohn hätte! Er ist heut' zeitig von der Schmelze gekommen, und da hat er für seine Mutter das Essen gerichtet.... Die Aale, die hab' ich Ihretwegen noch gekocht; heuer giebt's viele. Können Sie auch kochen, junger Herr?“

„Ich? Das fehlte! Wenn sich ein Mann bei uns an den Heerd stellt, lacht man ihn aus. Das ist Weiberarbeit, dazu seid Ihr da.“

„Das sagen Sie, weil Sie nichts davon verstehen! Denn was man aus Liebe thut, schändet keinen ... auch einen Mann nicht,“ schilt die gekränkte Mutter, während sie ein selbstgesponnenes Leinentuch über den Tisch breitet und die Teller setzt.

„Nur nicht bös, Mutterchen“, schmeichelt Wolf, der seine Hausfrau vor dem Essen nicht erzürnen mag; „wenn Ihr Sohn den Reis nicht versalzen hat, will ich schwören, daß die Kochkunst auch dem stolzesten Spanier gut steht.“

Drauf wirft er sich auf die Bank und schielt neugierig nach der Kammerthür, hinter welcher er den kochverständigen Werther vermuthet. Die Alte soll nicht umsonst seine Herzensgeheimnisse ausgekramt haben, Wolf wird ihn scharf auf's Korn nehmen; seine „Leiden" sollen dem skeptischen Maler Reis und Aale würzen.

Da tritt Felipe ein, und das Werther-Bild zerschmilzt.

Etwa vierundzwanzig Jahre mag er haben, vielleicht auch weniger; spanische Sonne und harte Arbeit reifen zeitig. Er ist groß, breitschulterig und stark gebräunt; ein tüchtiger Arbeiter, mehr noch, ein tüchtiger Mensch scheint er dem prüfenden Maler. Das dunkle Auge blickt ernst, aber zuversichtlich; ein Zug von Energie spielt um die Lippen, wenn er spricht. Das ist keiner, der sich durch eine Kugel aus dem Kampf mit dem Leben fortstiehlt.

Wolf ist aufgesprungen, um ihm die Hand zu schütteln.

„Willkommen in diesem Ihrem Hause!" begrüßt ihn Felipe.

„Sehen Sie, Frau Gontroda!" ruft Wolf, „Ihr

Sohn wirft mich nicht hinaus! Nun, ich denke, daß wir Zwei uns gut vertragen werden, Señor Trelles!"

„Das kann wohl sein," entgegnet Felipe mit der herben Kürze, die dem asturischen Gebirgsbewohner eigen ist. Darauf verrichtet er zu Wolf's Befriedigung das obligate Tischgebet in drei Worten. Dann legt die Alte jedem Reis und Chorizzos vor; dazu Weißbrot, das dünn aufgestrichen zwischen Weinblättern unter der heißen Asche eben gar geworden. Wolf schmeckt's vortrefflich. Auch den Aalen mit einem Zugericht großer Zwiebeln thut er alle Ehre an. Zum Cider werden Kastanien aufgetragen, die ersten im Jahre, frisch vom Baum geröstet. Sie müssen geschält werden, das läßt Zeit zum Reden.

„Ist es denn wahr?" fragt da Wolf mit seinem nordischen Freimuth, „daß oben in der Collegiata ein ganzes Dutzend kräftiger Männer gefüttert wird, um einem Bilde als Hofstaat zu dienen? Denn für den Bedarf an geistlichem Zuspruch reicht der kleinen Gemeinde doch sicher ein Priester aus."

„Ja, Herr, das ist leider wahr!" entgegnet Felipe. „Giebt's Straßen zu bauen und Forsten in Ordnung zu halten, da fehlt's bei uns an Händen.

In der Schmelze von Abarsuza hat man die Hälfte der Arbeiter aus England verschreiben müssen. Wo man die Leute so gut für's Nichtsthun mästet, wie da oben, da ..."

„O, Felipe! Du lästerst die heilige Religion!" schreit Gontroda entsetzt; „da kann ich freilich vom Morgen bis zum Abend auf den Knieen liegen ... es hilft Dir doch nichts!"

„Hast Du schon gehört, daß beim Beten und Messehören etwas herauskommt?"

„So sprichst Du, weil Du noch bei Kräften bist... aber wenn Du erst vor der Himmelspforte stehst ohne Messen und Fasten ... was willst Du thun? Ich wollte, Du hörtest auf den Pater Solano!"

„Der Pater Solano ... hol' ihn Dieser und Jener! ... hat's ihr nämlich angethan wie den Andern, das müssen Sie wissen, Herr Maler! Der ist wie eine Geißel Gottes unter die faule Heerde in der Collegiata gefahren, seit der Herr Bischof ihn uns aus Oviedo hergeschickt hat. Dem läuft jetzt Alles zu ... die Weiber voran, wie immer, wenn der Teufel predigt."

„Es hat seine Ursach', daß er Don Solano ver-

ketzert, er ist so streng sonst nicht!“ entschuldigt Gontroda den Sohn, während sie liebevoll nach seiner Hand faßt. „Aber,“ fügt sie etwas leiser, zum Maler gewendet, hinzu, „ein guter Priester ist Don Solano doch!“

„Ein guter Ingenieur oder ein guter Chemiker, die wären uns nützlicher . . . die müssen wir uns allemal von den Fremden borgen!“

„Sie sind der Priester Freund nicht, wie ich merke,“ sagt Wolf, „so halten Sie's also mit den Liberalen in Madrid?“

„Uns geht Madrid nichts an, Herr, wir sind Asturianer,“ ruft Felipe stolz. „Wir wollen unsere alten Privilegien behalten. Wer die beschwört, wird unser Herr . . . mit der Kirche wollen wir dann schon fertig werden.“

Wolf gefällt dieser Felipe; in der etwas chauvinistischen Auffassung der Rassen, die er vom Norden mitgebracht hat und welche der Krieg von 1870 noch verstärkte, glaubt er in Allen, die ihm sympathisch sind, einen „germanischen Zug“ zu entdecken.

„Bravo, ihr Asturianer!“ ruft er, „laßt euch von den Romanen nichts gefallen . . . gebt's ihnen tüchtig,

wenn sie euch in euern Rechten schmälern wollen! Ihr seid das schon unserm gemeinsamen Landsmann, dem alten Gothen, Pelayo, schuldig! Hoch euere Privilegien . . . hoch das Vaterland!"

Er hält Felipe sein Glas hin, Beide stoßen an.

„Den Boden, auf dem man aufwächst, den liebt man," sagt Felipe, „das muß wohl im Menschen stecken. Trotzdem fühlt's unsereiner manchmal wie ein Unglück, in einem Lande zu wohnen, das so arg hinter den andern zurück ist. Wenn man die englischen Arbeiter in der Schmelze reden hört, da erfährt man Vieles . . . da sind erstaunliche Kerle darunter, Herr!"

„Es muß ihnen hier doch gut gefallen, sonst blieben sie daheim," meint Wolf.

„Unser Brot schmeckt ihnen; in England soll's auch für solche knapp sein, die zu arbeiten verstehen. Und ihre Gewohnheiten, die bringen sie mit. Die brauchen unsern Aberglauben nicht, Herr, der Niemand satt macht . . . und auch nicht besser!"

„Damit wird's in Spanien nun auch bald anders werden," tröstet Wolf.

„Ich glaub's nicht. Ist Einer gar zu lange krank

gewesen, fehlt's ihm an Vertrauen, gesund zu werden; so steht's mit uns. Ich kenne Viele, die sind gleichgültig geworden. Die fragen nicht mehr: wird eine neue Regierung Spanien helfen? Die fragen nur noch: wo ist Hülfe für mich selbst! Die Arbeit, Herr, das ist die allerschönste Erfindung ... die hilft über Manches weg."

„Ja, eine Arbeit, die man liebt, da bin ich auch dabei!" ruft Wolf feurig. „Mal' ich gerad' ein Bild, das mir so recht an's Herz gewachsen ... wach' ich wohl in der Nacht auf, stell' mich an's Fenster und schelte mit der Sonne, daß sie nicht schneller aufgeht. So freu' ich mich auch auf den hübschen Kopf, den ich morgen malen werde ..." Und nun erzählt er, wie der Alcalde von Cangas ihn soeben zu seinem Hofmaler ernannt hat.

Die Schatten unter Felipe's Augen werden noch etwas dunkler, aber er unterbricht den Redenden nicht.

„Der Schulze soll eine schöne Tochter haben," schließt dieser, „da wird man sich vorsehen müssen."

Gontroda versucht ihm ein Zeichen zu machen, er bemerkt es nicht.

„Laß, Mutter," ruft Felipe streng, und zum Maler

gewendet: „Weiber müssen einmal schwatzen, und eh' Sie morgen früh aus dem Hause sind, wird die Alte da . . ." Gontroda wirft ihrem Sohn den Blick eines ertappten Sünders zu . . . „sie wird Ihnen verrathen haben, daß des Schulzen Tochter . . . mein Schatz war."

Jeder Blutstropfen ist aus Felipe's Gesicht gewichen. Die Stimme klingt rauh, als ob ihm etwas in der Kehle stecke.

„. . . Weil Sie's doch erfahren würden, sag' ich's lieber selbst . . . Clavela . . . sie heißt nämlich Clavela . . . ich war ihr gut; jetzt . . ." er schreibt mit der Rechten ein Kreuz in die Luft, „ist das begraben . . . es muß begraben sein."

Ein paar Augenblicke herrscht Stille.

„Felipe," sagt Gontroda schüchtern und drückt die Hände wie in Angst aneinander, „wenn Einer mit Clavela reden wollte . . . so ein Feiner, wie der junge Herr da, der sie auch täglich beobachten könnte . . . Felipe, sei doch nicht so steinern! Jesus Christus, wenn ich Dich wieder glücklich sähe!"

„Felipe!" ruft nun auch Wolf mit plötzlich erregter Theilnahme, „wenn ein ehrlicher Kerl Ihnen

nützen kann . . . lassen Sie mich's versuchen! Vielleicht hat Sie Jemand bei ihr verleumdet."

„Ja, ja! So ist es!" klagt Gontroda, „es hat sie Einer verhext!"

„Der Pfaff' hat sie verhext!" fährt Felipe auf; „mit Jedem, der von Fleisch und Blut, wollt' ich's aufnehmen . . . mit unserm Herrgott nicht!"

„Sprich nicht so! Du hast doch selbst gehört, daß man Clavela nicht unserm Herrgott antrauen will, sondern dem Postmeister von Infiesto. Der Vater will's, weil Vicente reich ist."

„Der Vater will's, weil Don Solano es will, der euch jetzt Alle im Sack hat. Bei mir fällt für die Kirche nicht viel ab, das wissen sie da oben. Und da gönnen sie mir das Mädel nicht! Da quälen sie die arme Seele mit der ewigen Verdammniß, und drohen auch noch mit dem Höllenfeuer für die ganze Sippe, wenn sie so einen Freigeistigen wie mich heirathen will . . . bis sie endlich schwach wird und thut, was Hochwürden befehlen! . . . Jetzt wollen wir aber sehen, wie Mutter für Ihre Nachtruhe gesorgt hat," fügt er mit veränderter Stimme hinzu, und als fürchte er, sich dem Fremden gegenüber noch weiter gehen zu lassen.

Darauf erhebt er sich, ergreift die kleine dreiarmige Oellampe, die auf dem Tisch steht, und leuchtet dem Maler nach einer Kammer voran, wo Gontroda auf frischem Maisstroh diesem ein Lager bereitete.

III.

Es giebt im Allgemeinen wenig Staatsgeschäfte im Reich der heiligen Frau von Covadonga. Langeweile herrscht chronisch bei ihren Ministern in der Soutane, und jeder Fremde ist schon als Zeitvertreib willkommen, sei's selbst ein „amigo de Lutero“.

Wolf, der vortrefflich geschlafen und sich von seinen Gastfreunden mit dem Versprechen trennte, sie bald wieder zu besuchen, wird daher mit Spannung erwartet.

Elf Soutanen begrüßen ihn vor der Collegiata. Wo ist die zwölfte? Sie ist nach der Kirche vorausgegangen, um die Stola überzuwerfen. Man hofft, daß der „illustrissimo pintor“ der Messe beiwohnen werde.

Der Ketzer hat Mühe, seine Fassung zu behaupten. Ein Frühstück im Refectorium ist nicht zu verachten; aber es durch Messehören verdienen . . . nein.

Feierlich schüttelt Wolf elf gegen ihn ausgestreckte Hände, dann erklärt er in seinem besten Spanisch noch feierlicher, daß ein Gelübde ihn leider verpflichte, seine Andacht diesen Morgen an Pelayo's Gruft zu verrichten.

Man begreift.

„Also eine Naturandacht," ruft der Pater Ramon, sein Freund von gestern, und droht ihm mit dem Finger, „versäumen Sie indes das Frühstück nicht darüber, denn heut' haben wir keinen Fasttag!"

Erst nachdem der Küster die Kirchenthür hinter dem letzten Pater geschlossen hat, und Wolf sie drinnen respondiren hört, steigt er zur Felsengruft hinan.

Ihm klingt der Deva Rauschen feierlicher als Glockengeläut, und statt des zweifelhaften Ribera, vor dem sie in der Kirche sich verneigen, hat er das lebendige Bild jener unvergleichlichen Natur vor sich, die jetzt im Glanz der Morgensonne strahlt.

Im Felsspalt, der das Grab enthält, kann er zur Noth aufrecht stehen. Er bückt sich, um von dem Epheu, der es überwuchert, ein paar Blätter zu pflücken und entdeckt dabei eine verwitterte Inschrift, die er sorgfältig in sein Skizzenbuch überträgt, wäh-

rend die stürzenden Wasser neben ihm Priestergesang und Glockenton mit ihrem Tosen verschlingen. — —

— — — — — — — — — — — — — —

Ein leiser Luftzug bewegt die Talare der geistlichen Herrn, als sie die Kirche verlassen. Sie erscheinen dem Maler jetzt wie phantastische Vögel, welche den Aberglauben hüten. Aber es ist ihm lieb, sie auch einmal in der Nähe zu betrachten. Bis jetzt hat er im spanischen Priester mit dem famosen breitkrämpigen Hut, der an den Basilio im „Barbier von Sevilla" erinnert, nur Staffage erblickt. Er nähert sich Don Ramon, dem zwei jüngere Geistliche zur Seite stehen.

„Die Luft wird Ihren Appetit nur gestärkt haben," spottet lächelnd Don Ramon, der sich des Gesprächs von gestern erinnert; „es geht auch gleich in's Refectorium, wir warten nur auf Don Solano."

„Don Solano regiert wohl hier?" fragt er Ramon.

„Nur provisorisch. Der hochwürdigste Herr Bischof von Oviedo hat ihn uns in der schweren Zeit gesendet, um die Religion wieder aufrichten zu helfen."

„Die Religion, das heißt: die Kirche?“ betont der Maler.

„Die Kirche . . . was ja dasselbe ist,“ bestätigt Ramon. „Ja, ja, die Ketzerei ist in dem frömmsten Lande der Welt wieder gar mächtig geworden. Spanien erinnert sich aber der großen Vergangenheit, wo es das Uebel in der Wurzel erstickte.“

„Und denkt Don Solano dieselben Mittel anzuwenden, die damals im Brauch waren; sie scheinen etwas . . . streng?“ fragt Wolf.

Ramon zuckte die Achseln: „Je nach den Umständen. Unser hochwürdiger Don Solano hat viele Erfahrungen gesammelt, denn er hat die Ketzerei an der Quelle studirt. Zehn Jahre hat er im Auslande zugebracht, meist in Paris.“

„Dort hat er auch mit Renan verkehrt, dem Obersten der Ketzer,“ mengt sich einer der jüngern Kleriker ein.

„Aber, wie es scheint, hat er Renan nicht bekehrt,“ bemerkt Wolf mit perfider Ruhe.

„Nein, die Zeit ist noch nicht gekommen,“ erwidert Ramon, „aber verlassen Sie sich darauf, sie wird kommen: ‚Sicut fluit cera a facie ignis, sic

pereant peccatores a facie Dei! Wie das Wachs zerschmilzt vor dem Feuer, also werden die Gottlosen vergehen vor dem Herrn!'"

Don Solano wird jetzt an der Hauptthür der Collegiata sichtbar. Die Priester schreiten ihm nach in's Refectorium, wo Ramon ihn mit dem illustrissimo pintor bekannt macht.

Dem Vorurtheil zum Trotz, das Wolf am Abend zuvor durch Felipe gegen den „enragirten Pfaffen" gewonnen, übt Solano's Persönlichkeit eine gewisse Anziehung auf ihn, die seltsamerweise nicht einmal in Beziehung zur Palette steht. Solano sitzt ihm an der Tafel gegenüber. Er ist ein Mann anscheinend kaum über fünfzig, mit gut geschnittenen, durch Blatternarben etwas entstellten Zügen. Die hohe Stirn verliert sich fast in die Tonsur. Das Haar ist gebleicht, nur die Brauen haben die ursprünglich schwarze Farbe behalten. Darunter liegen dunkelgraue, etwas schwermüthige Augen, die gleichgültig über alle Gegenstände hinschweifen. Menschen, die ganz erfüllt von einem unsichtbaren Ziele sind, zwingen selbst die Augen, sich auf dies Ziel zu richten; sie scheinen gleichsam nach innen zu sehen.

Solano nimmt an der Unterhaltung wenig Theil. Er spricht überhaupt nicht viel und leise; aber seine etwas heisere Stimme wird nie überhört. Dem Maler, der durch verschiedene Reiseabenteuer die übrigen Priester erfreut, begegnet er mit der Höflichkeit, die jeder Spanier dem Fremden an seinem Tisch erweist. Darüber hinaus nimmt er keine Notiz von ihm.

Wolf ist darum auf's Höchste erstaunt, als Solano nach der Mahlzeit auf ihn zukommt und die Absicht ausspricht, in seiner Gesellschaft nach Cangas zu gehen, wo er Geschäfte habe. Ramon, der dem Maler gern selbst Führerdienste geleistet hätte, tritt sofort zurück. Wolf nimmt sich vor, dem Priester gegenüber mit seinen Ansichten in Bezug auf mittelalterliche spanische Orthodoxie nicht zurückzuhalten.

Solano ermuthigt ihn indes nicht sonderlich zum Reden. Auch führt er einen so steilen, etwas zerklüfteten Weg in's Thal hinab, daß Wolf scharf aufzupassen hat, wohin er den Fuß setzt, um nicht zu straucheln. Bei einem unerwarteten Ausblick auf die Schneegipfel der Cordilleren, die majestätisch über einem dunkeln

Abgrund aufsteigen, bleibt Wolf unwillkürlich in Bewunderung stehen.

„Unser Land gefällt Ihnen also?“ fragt der Priester, und betrachtet zum ersten Mal nicht ohne Interesse die erregten Züge seines jungen Begleiters.

„Ein prachtvolles Stück Erde! Eine Art Tirol ohne Touristen. Freilich, mit solchen Wegen nehmen auch nur Maler oder Jäger fürlieb . . . und vielleicht noch Guerrilleros!“

Solano bewegt den Kopf ein wenig, zum Zeichen, daß er gehört, entgegnet aber nichts.

„Pelayo's Kriegführung schloß jedenfalls keine Geschwindmärsche ein,“ fängt Wolf wieder an, der den Priester gern in ein Gespräch ziehen möchte, „auch würde es hier schwer halten, einen bestimmten Kriegsplan auszuführen . . . Den hat Pelayo wohl auch nicht gehabt?“

„Pelayo hatte ein Ziel . . . und das Ziel hat er erreicht,“ sagt der Priester mit Nachdruck. „Mancher hat einen sehr weisen Plan und erreicht doch nichts.“

Ein Felsstück hat sich losgelöst und liegt quer über dem schmalen Pfad. Beide müssen sich durch

widerhaariges Gestrüpp drängen und kommen mi zerkratzter Haut und ein paar Meter tiefer wieder zum Vorschein.

„Die Wege scheinen nicht besser geworden, seit Pelayo's Zeit . . ." bemerkt der übermüthige Maler.

„Gleichgültigkeit und Armuth sind schuld," entgegnet Solano, ohne den Spott zu beachten. „Das Volk hier in den Bergen würde auch schwerlich gewinnen, wenn man ihm Straßen baute. Eine andere, gefährlichere Invasion als jene durch die Araber, würde sich dann in diese Gegenden ergießen. Sie würde Bedürfnisse und Gewohnheiten hierhe. verpflanzen, die das Volk besser nie kennen lernt."

„Wollen Sie die Vortheile der Civilisation nicht einmal gelten lassen, wo sie sich auf Industrie und Kunst beziehen, Hochwürden?"

„Die Civilisation hat nur dem leiblichen Wohle des Menschen geschmeichelt; sie hat ihn träge, üppig, genußsüchtig gemacht."

„Ja — er schwelgt nun in Genüssen, die er früher nicht kannte — ich geb's zu, Hochwürden — aber er lebt trotzdem, Dank der Wissenschaft, jetzt länger . . ."

„Länger?“ fällt der Priester ihm in's Wort, seine ernsten Augen fest auf ihn richtend. „Er hatte die Ewigkeit vor sich, da kam die Wissenschaft und zog ihm eine Grenze. Sie sprach: Dein Leben währt vom ersten bis zum letzten Athemzuge — nicht weiter. Nicht weiter! ... wo für uns das wahre Leben erst beginnt — das im Geiste!“

„Sie sind Partei, Hochwürden,“ entgegnet der unerschrockne Wolf, „der geistliche Beruf stützt sich auf's Unsichtbare, während der meine mit dem Sichtbaren zusammenhängt. Verargen Sie mir drum nicht, daß ich's vertheidige. Hoffentlich“ — setzt er einlenkend hinzu — „sind Sie kein Feind der Malerei, Hochwürden, die Kirche hat's ja stets mit ihr gehalten?“

„Solange die Kunst Symbol blieb, lieber Herr. Und sagen Sie doch selbst — was hat sie denn gewonnen, seit sie Selbstzweck geworden ist? Sind die ‚wirklichen Menschen‘, die ihr nun zu malen vorgebt, interessanter als die Heiligen Murillo's und Alonso Cano's? Gewährt ihr Anblick mehr Genuß?“

„An die Heiligen Murillo's und Alonso Cano's glaub' ich auch!“ ruft Wolf begeistert, „so wie ich

an den heiligen Geist glaube, der ihre Maler erfüllte. Diese Heiligen sind auch einmal wahr gewesen. Damals! Aber der Geist kann nicht rückwärts — er muß vorwärts schreiten."

„Was ihr so ‚Fortschritt' nennt! Aber wo liegt denn euer Ziel? Wenn ich den Kirchthurm sehe und geh' nur tapfer drauf los, erreich' ich ihn sicher. Aber wo liegt denn euer Kirchthurm?"

„Unser Kirchthurm ist die Wahrheit."

„Euer Kirchthurm, mein lieber Herr, ist eine Phrase, die heut so und morgen anders lautet . . ."

„Weil uns nur fest steht, was unwiderleglich bewiesen ist."

„Und so leugnet ihr Gott, weil ihr ihn mit den fünf Sinnen nicht beweisen könnt, die er euch für das kurze Erdenleben nur mitgegeben hat!"

Das anscheinend schwache Organ des Priesters ist während dieses Gesprächs mächtig gewachsen. In vollen, tiefen Tönen grollt es jetzt durch den einsamen Wald. —

IV.

Dabei sind sie im Thal angelangt, wo der Pfad in die Fahrstraße mündet. Kastanien, Korkeichen und

Feigenbäume fassen diese ein. Nach einer kleinen halben Stunde werden Bauerhäuser ärmlicher Art hier und da vom Wege aus sichtbar. Sie mehren sich; bald liegt Cangas de Onis vor ihnen. Der Fahrweg läuft mitten durch den Flecken und bildet dort die Hauptstraße.

Sie halten ihren Einzug unter dem Jammergequitsch der Räder eines spanischen Ochsenwagens, die sich nach Fett für ihre Achse sehnen. Das Verlangen wird in Spanien nie befriedigt, weil der Treiber behauptet, die Töne wirkten auf sein Vieh wie Regimentsmusik auf Soldaten. Der Anblick der Stiere mit dem altväterischen, vergoldeten Joch, und des Treibers, der seinen Stab vor ihnen schwingt, als sei er ein Scepter, lassen den Maler die Musik vergessen.

Man erreicht den Marktplatz. Das Gemeindehaus mit eisenvergitterten Fenstern empfiehlt sich als solides Gefängniß. Kreisförmig reihen sich unregelmäßig gebaute, einstöckige Häuser mit hohen röthlichen Dächern zu beiden Seiten daran. Hölzerne Gallerien, festonnirt mit Zwiebel- und Maiskolbenkränzen, die zum Trocknen aushängen, laufen um die oberen

Fenster. Localton: ein schmutziges Braun, das sich vom lichten Ocker eines spanischen Ziegenkäses zur gebrannten Sienna einer scharfgerösteten Gans erhebt, die in den Schmutz gefallen ist. Der Himmel ist nicht mehr umwölkt. Sein reines Kobaltblau erscheint dem Localton gegenüber wohl assortirt. In der Mitte des Platzes breitet sich trübes, grünschillerndes Wasser aus. Jetzt, wo die Hitze seine Ränder eingetrocknet, ist's ein Tümpel. In der Regenzeit avancirt es zum Teich. Eine Familie kleiner spanischer Ferkel wühlt sich neben ihm in den Sand, schnüffelt, grunzt und ringelt die Schwänzchen.

Die Sonne brütet auf dem Platze; sie hält die Bewohner von Cangas in den Häusern gefangen und hat die Läden meist geschlossen. Man hört das Summen großer blauer Fliegen und Hornissen von verschiedenen Seiten. Wenige Menschen werden sichtbar. Zwei schmutzige braune Kinder zielen mit Steinen nach einem großen gelben Huhn, das im Mist kratzt. Ein Stein fällt neben ihm nieder; es gackert laut und läuft steifbeinig davon.

Da plötzlich — erst fern, dann näher kommend —

unterbrechen rohe, gellende Stimmen die schläfrig-schwüle Stille. Ein Trupp lärmender Gesellen zieht von der Landstraße her nach dem Marktplatz. Sie drängen, schlagen und stoßen nach einer Gestalt, die sich in ihrer Mitte schleppt. Man ruft nach dem Schulzen. Mateos, finster und verschlossen, tritt vor die Thür des Gemeindehauses. Er steht hier um ein paar Stufen höher als der Troß, und Jeder kann ihn sehen. Wolf hat ihn sogleich erkannt.

„Was wollt ihr? Wen habt ihr da?" schreit er mit seiner rauhen, gewaltigen Stimme.

Der Menschenknäuel fängt an sich etwas zu lichten. In der Mitte steht zerzaust, die Montirung zerrissen, ein Soldat der regulären Truppe. Der Mund ist trotzig verzogen.

„Bringt ihn hierher!"

Zwei führen ihn vor den Schulzen.

„Warum habt ihr diesen Caballero geschlagen?"

„Weshalb sollten wir ihn nicht schlagen?" antwortet Einer unerschrocken, „es ist ja ein räudiger Hund von einem Castilianer; er lästert unsere Religion."

„Einer von Loma's Leuten ist's," schreit ein

Anderer, „die uns unsere alten Rechte nehmen wollen.“

„Wenn sie den Basken Alles aufgefressen haben,“ brüllt ein Dritter, „so werden sie bei uns anfangen.“

„Wir bezahlen,“ knirscht der Soldat zwischen den Zähnen.

„Willst Du schweigen, du Castilianerfratz! Wir brauchen euer gestohlenes Geld gar nicht . . . euch ebenso wenig!“

„Ruhe! Wie kommt er hierher?“ fährt der Schulze gebieterisch dazwischen.

„Er hat spioniert . . . man hat ihn bei Cabañaquintas gefangen. Ja, Herr, das ist einer von denen, die den Hauptmann Gago und seine Compagnie in's Unglück gebracht haben . . . alle Asturianer!“

„Wir haben sie geschlagen! Vierzehn gegen hundert haben wir diese Rebellen geschlagen!“ schreit der Castilianer und schaut sich stolz und triumphirend um.

Ein furchtbares Wuthgebrüll, in dem Mateo's Stimme verklingt, wird dem Muthigen zur Antwort . . . man dringt auf ihn ein.

Da wird plötzlich der Pater Solano neben dem

Schulzen sichtbar. Er hat mit beiden Händen ein Crucifix umspannt und hält es der Menge entgegen.

„In nomine domini.“

Ein geflüstertes Rauschen von Worten fliegt über den Platz bis zu den Entferntesten: „Don Solano, er wird reden . . . hört ihn! . . . still! . . . er spricht.“

„Asturianer! Ist das euere Tapferkeit, daß ihr einen Wehrlosen niederschlagt? Seht doch wie ihr ihn zugerichtet habt! . . . Gebt ihm etwas Wein zu trinken . . . laßt ihn sich niedersetzen.“

Der Pater macht eine kurze Pause, bis seine Worte befolgt sind. „Bringt ihn näher,“ ruft er dann.

Man stellt ihm den Gefangenen gegenüber; er wendet sich diesem zu.

„Wie heißt Du?“

„Jacobo Sorni.“

„Wo kommst Du her?“

„Ich bin bei Cabañaquintas gefangen worden . . . in der Nacht riß ich aus . . . sie haben mich heut früh erwischt.“

„Sie sagen, Du wärst ein Spion? Weißt Du das?“

Der Soldat schweigt trotzig still.

„Meinetwegen. Du sollst hören, was hier verhandelt wird ... dann kannst Du frei ausgehen und dem Brigadier Loma melden, was Du gehört hast.“

Solano, der sich, während er mit dem Gefangenen sprach, diesem zuwandte, tritt wieder vor. Er läßt die Augen über den Platz schweifen und sieht doch Keinen, während Jeder das Gefühl hat, als ob er besonders vom Redner angesprochen würde.

„Asturianer, hört mich alle,“ beginnt er, „unser ist der Boden, auf dem wir stehen . . . von den Vätern erbten wir das Land. Es giebt euch Brot, Fleisch und Holz. Ihr liebt das Land und wollt es vertheidigen . . . ist es nicht so?“

„Es lebe Asturien ... Asturien bis zum Tode!“ antwortet die Menge.

„Euere Väter hinterließen euch mit dem Lande auch alte Rechte, die ihr durch Jahrhunderte geschützt habt . . . auch für euere alten Rechte wollt ihr in den Tod gehen?“

„Es leben unsere alten Rechte!“ klingt es noch lauter aus allen Kehlen.

„Genug!“ befiehlt Don Solano, als das Rufen

gar kein Ende nehmen will. „Ich weiß schon, daß ihr tapfer kämpfen werdet, denn ihr liebt ja Brot und Fleisch . . . und ihr liebt auch, euere eigenen Herren zu spielen, oder doch nur Dem zu gehorchen, den ihr selbst zum Herrn gemacht habt. An der Grenze von Asturien steht jetzt der Brigadier Loma mit 10000 Mann . . . ihr werdet ihn nicht hereinlassen. Wenn er indeß Verstärknng erhielte, wenn er statt mit 10-, mit 20- oder 40,000 euch bedrängte, ja, wenn er euch endlich überwältigte . . ." (ein dumpfes Grollen wird vernehmlich) „. . . ihr murrt? Was würdet ihr denn verloren haben, wenn ihr nur für das Land und euer Recht gekämpft hättet? Euern Lebensunterhalt und euere bürgerliche Freiheit. . . . Scheint euch das so werthvoll? Was ist es? Eine Hand voll Staub . . . ein leerer Wahn! Asturianer! Euere Väter haben euch noch ein Drittes hinterlassen, das keine Uebermacht je euch nehmen kann, wenn ihr's nur behalten wollt . . . den alten Glauben! . . . Seht jene Hügelkette! Da, links, ragt eine Bergspitze hervor, ihr alle kennt sie . . . dort ist Pelayo's Grab. Er kämpfte nicht für Brot und Fleisch, er kämpfte auch nicht für obrigkeitliche Gewalt . . . er

kämpfte für den Glauben! Und darum, ob auch hundertmal mehr Feinde gegen ihn zu Felde zogen, als jetzt an unserer Grenze stehen, hat er sie bezwungen. Die himmlischen Heerscharen kämpften an seiner Seite, weil er für das Reich Gottes in den Krieg ging.

„Asturianer, seit ich unter euch weile, habe ich meine Stimme heiser gerufen, weil ihr nicht hören wollt! Aber fort und fort muß ich reden, denn der Wille Gottes lodert in mir wie eine Flamme, die das Mark meiner Knochen verzehren würde, wenn ich ihr keinen Ausweg schaffte. Asturianer, rufe ich auch heut' euch zu, rüstet euch zum Kampf! Vernachlässigt nichts, laßt die Weiber euer Haus und Vieh versorgen, schärft eure Waffen und zieht dem Feinde entgegen . . . vor Allem aber ruft Gott an, damit er auf euerer Seite stehe und euch überwinden helfe . . . gelobt sei sein Name!"

Solano, als er die Hände jetzt zum Segnen erhebt, hat etwas von einem Visionär. In dem grauen Auge lodert wirklich jene Flamme, die sein Inneres verzehrt; sie umgiebt das schmale bleiche Gesicht wie mit einer Glorie.

Ein paar Augenblicke schweigt Alles wie überwältigt.

Nachdem der Priester aber ins Gemeindehaus getreten, macht sich die Begeisterung in leidenschaftlichen Ausbrüchen Luft. Die Macht seiner Persönlichkeit hat Alle fortgerissen auch die Skeptiker und Spötter, deren es selbst in diesem verlorenen Flecken unter den einfachen Männern des Volkes eine gute Anzahl giebt.

Man hat über der Rede den blessirten Soldaten vergessen, der mit schmerzverbissenem Gesicht in einem Winkel kauert.

„Heda, Jacobo Sorni!" ruft ihm endlich Einer zu, „nimm Deine Knochen zusammen und lauf' zu Deinen Leuten zurück, damit sie erfahren, was sie hier zu erwarten haben!"

Mit Anstrengung erhebt sich der Castilianer; er schleppt sich mühsam ein paar Schritte fort, die eine Blutspur bezeichnen; dann sinkt er zusammen. Das Fieber schüttelt ihn, die Lippen sind von der Hitze gespalten ... es eilen ihm zwei oder drei zu Hülfe, die er von sich stößt. Er wird verschmachten, ehe er auch nur einen Tropfen Wasser von den verhaßten „asturischen Hunden" nimmt.

Mit gespannter Aufmerksamkeit ist Wolf diesen Scenen gefolgt. Seines kundigen Führers verlustig, überlegt er einen Augenblick, wen er anrufe, ihm den Weg nach dem Gehöft des Schulzen zu zeigen, als Jemand seine Schulter berührt.

„Schlimme Aussicht zum Fest, lieber Freund," ruft Ramon ihm zu.

Wolf ist freudig überrascht, das behäbige Gesicht seines Bekannten unter der fremden, unheimlichen Gesellschaft zu treffen.

„Bei dem sakrischen Volk von heutzutage, weiß Einer nie voraus, was passirt!" fährt der Priester in seinem Gedankengange fort. „Don Solano wird uns auch bald verlassen!"

„Jetzt, wo Gefahr ist?"

„Da kennen Sie ihn schlecht, wenn Sie meinen, er habe Furcht! Unser hochwürdigster Herr Bischof braucht ihn selbst. Der Cura Santa Cruz*) verdirbt uns das Ansehen — ein bischen zu vif ist er schon! Da soll Don Solano an seiner Stelle bei den Frei-

---

*) Ein durch seine Grausamkeit berüchtigter Karlistenanführer.

schaaren das heilige Feuer anfachen. Aber folgen Sie mir," setzt Ramon hinzu, den Arm des jungen Mannes durch den seinen ziehend, „wir treffen ihn auf dem Kirchhof, der nicht weit abliegt vom Hause des Mateos — zur Mahlzeit kommen Sie dann noch zurecht."

Der Kirchhof von Cangas befindet sich auf einem leicht ansteigenden Terrain gen Osten. Nichts erinnert hier an die lieblich geschmückten Hügel unserer Gottesäcker. In zwei der dicken, verwitterten Backsteinmauern, die ihn umschließen, sind längliche Oeffnungen angebracht, von denen einige schuttbedeckte Särge tragen. In der Mitte des freien Raumes reihen sich verwahrloste Gräber um ein großes, roth angestrichenes Kreuz mit niedrigem Betschemel. Auf diesem hockt ein etwa sechsjähriges Mädchen mit gesenktem Kopf und kaut an einem Stück Borona (ein Festgebäck).

„Hast Du keinen Cura gesehen, mein Täubchen?" fragt Ramon, indem er sie leicht anstößt.

Sie schützt mit der Hand ihre entzündeten Augen gegen den blendenden Himmel und versucht aufzusehen. Als sie zwei fremde Männer erblickt, flattert sie wie ein erschreckter Vogel auf und läuft schreiend davon.

Gedämpfte Stimmen werden jetzt aus der Begräbnißcapelle hörbar. Ramon stößt die angelehnte Thür auf! „Gente de paz!“ ruft er hinein und betritt mit Wolf den düstern Raum.

An einer Stellage, zum Aufbahren der Leichen bestimmt, lehnt Don Solano, bleicher, erdentrückter denn je. Vor ihm steht mit energischem Gesichtsausdruck ein Mann des Volkes in zerrissener, bestaubter Kleidung.

„Ist Nachricht von Viaño da?“ fragt Ramon.

„Gil Diez hat es mit seiner Compagnie genommen. Das Uebrige mögen Sie selbst lesen,“ entgegnet Solano, während er Ramon einen beschriebenen Zettel giebt, „indeß ich den Boten verabschiede; Mateos soll ihn speisen . . . Geld hab' ich keins.“

Ein paar Pesetas, die Wolf verstohlen aus der Tasche nimmt, um sie dem Boten hinter dem Rücken der Priester zuzustecken, weist dieser trotzig zurück.

„Der Zettel ist durch drei Hände gegangen,“ sagt Ramon, indem er Wolf das chiffrirte Blatt betrachten läßt. „Da . . . sehen Sie, drei Nadelstiche. Bei uns ist der Botendienst charmant eingerichtet. Kann einer nicht mehr fort, ruft er dem Nächsten, Besten,

den er für einen der Unsern hält, ein Wort als Erkennungszeichen zu. Wird es richtig ergänzt, übergiebt er die Botschaft schriftlich oder mündlich. Und jener zaudert keinen Augenblick, mit Hintansetzung jeder andern Pflicht, sie zu befördern ... Wir haben die Spione umsonst ... die Regierung muß sie bezahlen!" Darauf entfernt er sich mit dem Boten, nachdem er dem Maler die Hand gedrückt, der in Begleitung Solano's dem Hause des Schulzen zusteuert.

V.

Das Gehöfte des Mateos liegt etwa zehn Minuten von Cangas nach der Bergseite hin. Die Front des Wohnhauses ist dem Flecken zugewandt: ein recht verwittertes, schürfiges altes Häusergesicht mit trüben Augen. Das mit Schindeln gedeckte spitze Dach ist grünbemoost. Dem Thor von Eichenholz hat die Zeit einen so tiefen gesättigten Ton gegeben, daß der Maler ihn sofort in Gedanken auf der Palette mischt. Darüber, in seiner Nische, hält der heilige Florian mit der Gießkanne Wacht. Eine mächtige Korkeiche mit verkrümmtem Geäst beschattet den heiligen Feuerwehrmann.

Die Wanderer werden jetzt des Wirthes ansichtig. Wie er so mit gespreizten Beinen gravitätisch vor seinem Besitz aufgepflanzt ist, meint Wolf, so könnte der feudalste pommersche Landjunker etwa aussehen, wenn man ihn in's Spanische übersetzte.

Er kommt ihnen ein paar Schritte entgegen; nur Solano's wegen verläßt er die Schwelle. Vor ihm empfindet er Respect, vor den andern Priestern nicht.

Solano macht das Zeichen des Kreuzes gegen das Haus hin.

„Ist Vicente zurück?“

„Vor einer Stunde schon, Hochwürden.“

„Und der Bote nach Oviedo?“

„Ich hab' ihm meine eigene Stute satteln lassen.“

„Gut!“ Damit tritt der Priester in's Haus, und jetzt erst bewillkommnet Mateos den Maler.

„Nehmen Sie Besitz von diesem Ihrem Hause,“ sagt er feierlich.

Da Wolf weiß, daß der Fremde ohne diese „Besitzergreifung“ kein spanisches Haus betreten kann, und wenn der Eigenthümer ihn auch zu allen Teufeln wünschte, läßt ihn das Anerbieten kalt. Casta erwartet ihn im Hausflur. Er ist jetzt froh, daß er

sich nicht verpflichtet hat, sie zu malen. Denn Casta ist mehr brav als schön; etwas sentimental, soweit dies auf eine spanische Bäuerin anwendbar, uud von einer Einfalt, die ihresgleichen sucht. Sie hat Mateos zehn Kinder geboren, welche „der Allmächtige mit ihr getheilt hat,“ wie sie in frommer Ergebenheit sich ausdrückt. Die zwei Aeltesten stehen im heiligen Kriege zu Don Carlos. Jeder weiß das, keiner würde es laut wiederholen. Der Dritte zieht einstweilen noch hinter seinen Ochsen her; der vierjährige Pedrillo ist ein Thunichtgut wie alle Nesthäkchen. In der Mitte der Brüder steht die achtzehnjährige Clavela.

Mateos ist vom Priester in Beschlag genommen und Wolf auf die Hausfrau angewiesen. Sie schreitet stöhnend vor ihm die Treppe hinauf, um ihm die „Besitzergreifung“ seines Zimmers zu ermöglichen. Casta graut vor dem Maler, wie vor allem Fremden.

Aber Mateos hat ihn in's Haus gerufen, folglich muß man ihn ohne Murren ertragen. Sie murrt auch nicht, wie sie überhaupt nicht viel spricht. Das Zimmer, in das sie ihn führt, war einst weiß getüncht, jetzt hat's den Localton angenommen. Ein Bett steht darin, zwei hölzerne Schemel und ein Tisch.

Wolf, der zwei Stunden im Staub gewandert, sieht sich nach einer Waschschüssel um, findet aber nur ein Weihwasserbecken, über dem die heilige Jungfrau Wache hält. Er macht, sich zu seiner Wirthin wendend, die Pantomime des Händewaschens. Sie zieht ihn an's geöffnete Fenster und weist in den Hof. In der Mitte des Hofes steht ein Brunnen und davor ein großer steinerner Trog.

Wolf begreift nicht sogleich; die furchtbare Erkenntniß kommt ihm erst allmählich.

Casta aber, etwaige Luxusansprüche nicht beachtend, verläßt schweigend das Zimmer.

„Ländlich-unsittlich!" knirscht Wolf in der Wuth des civilisirten Menschen und reißt Seife und Schwamm aus seinem Ränzel. Dem schmutzigen Volk zum Trotz wird er von der allgemeinen Waschschüssel im Hofe nun auch in aller Ungenirtheit Gebrauch machen. Der Rock fliegt in eine Ecke, er stürmt hinunter. . . . Aber als er eben in den Hof treten will . . . da . . .

Das junge Weib, das an der entgegengesetzten Seite des Hofes mit einer irdenen Milchschüssel, die sie mit beiden Händen trägt, aus einem dunkeln Raum tritt — Felipe's „Braune" muß das sein. Der flotte

Vicente, er erräth, daß er's ist — hat sie von hinten um den Leib gefaßt und küßt sie auf den Hals — ein Aufschrei . . . der Napf liegt zerbrochen am Boden — in Strömen fließt die Milch über den kurzen Rock auf ihre nackten Füße. Der schöne Vicente aber hat einen Faustschlag mitten in's Gesicht bekommen, daß er zurücktaumelt.

Halb mit Bewunderung, halb mit Begehrlichkeit sieht Wolf die Braune an, wie der Zorn ihr aus den Augen funkelt, wie er um die Lippe zuckt und den ganzen jungen Leib in der nachlässigen Verhüllung durchbebt. Alles nur einen Augenblick, dann schüttelt sie die Milch ab und durchschreitet hastig den Hof nach dem Hause zu.

Wolf drückt sich mit ungewohnter Schüchternheit hinter die Thür. Mit seinem kolossalen Schwamm, dem riesigen Stück Seife und dem entblößten Hals kommt er sich auf einmal lächerlich und vulgär vor. Er weiß nicht, soll er das junge Mädchen in diesem Zustande grüßen oder nicht. Als sie an ihm vorüberkommt, obgleich sie ihn keines Blickes würdigt, wird ihm seltsam heiß, es ist ihm fast, als ob er ihren Zorn athmen könnte. Er bewegt kein Glied, bis sie

in der Thür verschwunden ist. Dann rückt er an seiner Bekleidung herum, tritt in den Hof, sieht an allen Fenstern hinauf und beschränkt sein Reinlichkeitsbedürfniß am Troge schließlich auf das allergeringste Maß.

Als er vom Hofe zurückgekehrt vor seinem Rasirspiegel sitzt, ist er eifrig bemüht, seine Toilette so gut es eben angeht zu vervollständigen. „Lächerlich, daß ich mich vor der genirt habe,“ denkt er. „Sie läuft barfuß — ich bin überzeugt, daß sie nicht einmal die Buchstaben kennt. Mit den Fäusten möcht' ich auch keine Bekanntschaft machen! Himmelselement, schlägt die zu! Um einen einzigen Kuß — als ging's an's Leben! Gut, daß man das vorher weiß!“

VI.

Beim Essen sieht er sie wieder.

Während er seinen Puchero verzehrt, notirt er in Gedanken gewisse Nuancen der Umgebung für sein nächstes spanisches Bild. Man hört die eisernen Bestecke klappern, gesprochen wird wenig. Vielleicht schränkt des Priesters Gegenwart sie ein, der nur dann und wann ein Wort mit Mateos wechselt. Sie

haben sich vorhin desto eifriger berathen. Mateos sitzt obenan. Rechts von ihm Solano, dann Roca, der dritte Sohn, und die Knechte. Links vom Hausherrn Wolf; neben diesem der „schöne Vicente,“ die gestrafte Nase so roth, als wäre sie frisch mit Krapp lasirt worden. Darauf folgen Clavela, die Mutter, Pedrillo und die Mägde. Clavela hat Aehnlichkeit mit dem Vater; sie hat hübsche Züge. Doch die Züge sind's nicht — urtheilt Wolf bei sich — es ist ihr Temperament, was anzieht. Die etwas zigeunerhafte, rasch wechselnde Farbe, das Pathos der funkelnden Augen, die Zornader der Stirn, welche von der vorhergehenden Erregung noch sichtbar ist. Auf den schwarzen Zöpfen, die lose herunterhängen, spielen feine, bläuliche Lichter, unter den Zöpfen aber kräuseln sich kleine Haare bis tief in den etwas gebogenen Nacken. Sie hat Rasse! Aber woher eigentlich? fragt er sich und sieht sie aufmerksam und immer aufmerksamer an. Und es ist ihm auf einmal begreiflich, daß Felipe nicht mehr singen mag, seit er dieses junge Weib verloren hat.

Das Essen ist gut und reichlich. Casta hat einen Stoß Teller vor sich und vertheilt es. Auf den Puchero folgt der Gaspacho, ein Salat von Liebes-

äpfeln, Gurken und geschnittenem Brot in einer Sauce von Oel, Essig, Knoblauch und gestoßenen Mandeln. Als Casta Vicente seinen Teller reicht, erschrickt sie und fragt: „Was hast Du mit Deiner Nase angefangen?“

Vicente läßt den Kopf im aufgestülpten Arme ruhen, und als ob er sich auf etwas besinnen müsse, antwortet er: „Jemand hat mich mit der Stallthür getroffen.“

Wolf blickt verstohlen nach Clavela; sie lacht verächtlich: „Sag’s doch gleich, wer’s gethan hat!“ ruft sie Vicente halblaut zu. Dann steht sie auf, nimmt den Cider vom Tisch und will des Vaters Glas füllen, das er eben geleert hat.

Mateos legt den Arm um ihren Leib, wie sie mit dem Kruge zwischen ihn und den Priester tritt. Sie ist sein liebstes Kind, in vielen Stücken gleicht sie ihm. Mit Vaterstolz sieht er zu ihr auf.

„Das ist die Zugabe — Ihr wißt schon, Herr Maler — das Mädel habt Ihr mir malen wollen, eh’ Ihr sie kanntet.“

„Und das Versprechen wiederhole ich,“ ruft Wolf feurig, indem er Clavela’s Auge zu begegnen sucht, „es hängt nur von der Señorita ab . . .“

„Oho! Macht ihr nichts weis! Sie ist da, um zu gehorchen. Den da neben Euch, den müßt Ihr fragen, ob's ihm recht ist, wenn Ihr seine Braut malt."

„Es ist mir aber nicht recht, daß sie gemalt wird!" ruft Vicente trotzig und wirft Clavela einen triumphirenden Blick zu. Er hat sich aufgerichtet, unter Männern fühlt er sich.

„Gut — so unterbleibt's," entscheidet Mateos. „Allons" (dies zum Gesinde, das aufmerksam wird), „was habt ihr zu gaffen? Marsch — an die Arbeit!"

Alles erhebt sich. Solano spricht einen kurzen Segen, und Roca sammt Knechten und Mägden verlassen geräuschvoll die Stube. Mateos' Züge haben etwas von richterlicher Würde angenommen. Wolf sieht eine Familienkatastrophe nahen, er zögert, als die Uebrigen sich wieder setzen. „Bleibt, Herr Maler!" ruft Mateos ihm kategorisch zu. Clavela hat den Krug auf den Tisch gestellt und will an ihren Platz. Der Vater aber schlingt ihre Zöpfe um seine rechte Hand.

„Was hast Du mit dem Vicente gehabt?" fragt er jetzt so streng, daß Casta sogleich die Hände faltet.

„Hat er mich verklagt?“ ruft Clavela und schaut unerschrocken nach ihm hin.

Da der gestrafte Liebhaber schweigt, rechtfertigt sie sich.

„Er hat mich geküßt ... und weil er noch kein Recht hat, mich anzurühren, hab’ ich ihn geschlagen. Laß mich los.“

Die letzten Worte gelten dem Vater, aus dessen Hand sie ihr Haar gewaltsam zu befreien sucht. Er aber hält sie fest.

Der Priester faßt nach ihrer Hand — ihre Haltung wird ruhiger. „Clavela,“ sagte er leise, „was hast Du mir denn gelobt?“

„... Ich kann nicht ... ich kann manchmal nicht ...“ Es klingt fast wie ein Stöhnen.

„Gib Acht, Clavela!“ ruft Mateos streng, „schlägst Du den Vicente jetzt — so wird er Dir’s gedenken, wenn Du mit ihm verheirathet bist!“

Sie schüttelt mit dem Kopf; die Zornader schwillt wieder, verächtlich lacht sie Vicente an.

Dieser will auffahren — kaum hält er sich. Mateos aber winkt ihm: „Sei ruhig, Vicente!

Hältst Du Dein Wort — halt ich meins!" Er schlägt mit der Faust auf den Tisch. „Mir gehört sie," poltert er, „und ich will doch sehen, ob ich sie nicht geben kann, wem ich will! Hab' ich Recht — Hochwürden?"

Casta putzt mit niedergeschlagenen Augen weinend einen Rostfleck an ihrem Messer.

Der Priester aber nimmt Clavela's beide Hände in die seinen und blickt ihr fest in die Augen. „Die Tochter ist dem Vater unterthan — wir Alle sind es Gott!" sagt er mit seiner milden Stimme. Clavela will reden, er drückt ihre Hände. „Erinnere Dich, daß Du mir versprochen hast, Deine sündigen Gedanken zu ändern."

Sie nickt ein wenig mit dem Kopfe.

„Sieh — so verblendet bist Du, armes Kind, daß Du selbst nicht weißt, was Dein Bestes ist. Sonst würdest Du Vicente, der es gut mit Dir meint . . ."

„Hochwürden," wagt sie ihn zu unterbrechen, „Sie haben mir aber auch versprochen, daß er mich nicht anrühren würde, bis er mein Herr ist (Gatte) . . . und heute hat er mich in den Hals geküßt."

„Clavela, unser Leben ist voll Versuchungen; auch Vicente ist der Versuchung des Fleisches erlegen . . . aber Du wirst Dich mit ihm versöhnen . . . wirst ihm liebevoll begegnen.“

„O — mein Herr und Gott, wenn ich doch nicht kann!“

„Hochwürden, sie verdient keine Geduld, eine wilde Katze ist sie!“ schreit Mateos.

„Laßt mich, Mateos! Sieh, Clavela,“ fährt er milde fort, immer noch die zuckenden Hände festhaltend, „unsere heilige Religion, an deren Verheißungen auch Du theilnehmen wirst, wenn Du ihr dienst, ist in Gefahr — in großer Gefahr. Inter nos dormiunt multi. Viele unter uns schlafen, anstatt für sie zu streiten. Aber Vicente wacht und kämpft; Du weißt das . . . Du weißt auch, was er für Deinen Vater und Deine Brüder gethan hat. Die Kirche fordert, daß Du es ihm vergeltest.“

Jetzt flammte ihr Auge, sie reißt sich los. „Wenn der Vater ein Opfer annimmt, soll er's auch bezahlen. Ich mag nichts, ich nehm' nichts, aber ich will auch nichts geben!“

Hier übermannt die Leidenschaft den geschlagenen

Liebhaber: „Willst nichts geben? So! Aber ich weiß schon, wem Du Dich geben willst! Dem Felipe, Hochwürden, dem Gotteslästerer, dem Ketzerhund! Der liegt ihr immer noch am Herzen!"

„Laß' gut sein, Vicente! Erst recht sollst Du sie haben ... Da soll doch ... wenn der Vater nicht mehr Herr über die Tochter wäre! Sie ist ja werth, im höllischen Feuer zu brennen! Ist sie's, oder ist sie's nicht, Hochwürden?"

„Mateos," sagt der Priester, dessen Stimme immer ruhiger wird, je lauter die Andern schreien, „die ewigen Strafen hält ein anderer Richter in seiner Hand als Ihr. Laßt mich jetzt mit Clavela allein, wir werden uns schon verstehen, verlaßt Euch darauf."

Mateos erhebt sich zornschnaufend und zieht Vicente mit sich hinaus, ohne seiner Tochter und dem Priester nur noch einen Blick zu gönnen. Casta, die ununterbrochen an ihrem Rostflecken geputzt und geweint hat, schleicht hinterher, und Wolf darf natürlich nicht zurückbleiben. Der Priester hatte ihn unterwegs für sich eingenommen, er kann's nicht leugnen. In der Theorie hören sich dessen Ideen auch, ob-

gleich man sie nicht theilt, so schlimm nicht an. Erst in die Praxis versetzt, lernt man ihre Gefahr kennen. Und jetzt regt sich der protestantische Geist des Nordens plötzlich heftig in ihm gegen die Eingriffe des Priesters in's Familienleben. Wolf's Blut kocht, wenn er sich vorstellt, daß Don Solano jetzt allein mit Clavela ist ... was wird er ihr sagen, um sie dem Willen des Vaters gefügig zu machen? Er glüht, sich ihrer anzunehmen, wie jeder junge Mann ja gern ein „armes schwaches Weib" beschützt, das nur achtzehn Jahre zählt und aller jener Eigenschaften theilhaftig ist, welche Männer anziehen. Voll dieser ritterlichen Gefühle ist er Casta auf dem Fuß nach der Küche gefolgt. Er hat beim Essen Pedrillo gelobt, und sie ihm dafür zugelächelt. Darauf baut er, daß sie ihn anhören wird.

„Meine liebe, gute Señora," ruft er, ihre Schulter leicht berührend.

Sie sieht Wolf verwundert mit ihren feuchten Augen an.

„... Ich möchte Sie bitten," fährt er fort, „mich einen Augenblick in mein Zimmer zu begleiten, es ist wegen der Malerei."

In seiner einschmeichelnden Art zieht er ihren Arm durch den seinen und führt sie die Treppe hinauf.

„Jetzt, meine liebe, gute Señora, bitte, setzen Sie sich auf diesen Stuhl an's Fenster.“

Die herzlichen Worte des fremden Mannes, sein zutrauliches Wesen, bringen das arme Weib vollends um ihre Fassung. Das lang zurückgehaltene Schluchzen macht sich Luft. Er läßt ihr Zeit, sich auszuweinen. Und erst, nachdem sie sich etwas beruhigt, fragt er sie so theilnehmend, als habe er sie nur in seine Stube geführt, um über Clavela's Schicksal mit ihr zu berathen: „Nicht wahr, die junge Tochter ist nicht glücklich?“

Sie versucht zu reden, es will noch nicht recht im Zusammenhang gehen.

„Nein — Sie sehen ja! ... Und könnte doch ... aber sie hat einen harten Kopf ... und könnte so glücklich sein, wenn sie ... nur wollte.“

„Er ist ihr wahrscheinlich zuwider ... nicht?“

„Maria und Joseph! Es ist nun bald ein Jahr her, daß er die Erbschaft gemacht hat ... ich spreche vom Postmeister von Infiesto, dem Vicente ... keine Geschwister ... Alles bliebe hübsch beisam-

men . . . und ist ein so frommer Christ, immer die Religion voran. Ach, lieber Herr, es ist wohl hart, wenn Eltern sehen müssen, daß ihr Kind mit dem Liebsten in Feindschaft lebt, den ihr Gott nun einmal bescheert hat!"

„Wenn er ihr nun aber nicht gefällt!"

„Als ob er nicht ein schöner junger Mensch wäre, wie sich ein Frauenzimmer nur einen wünschen kann. So gerade gewachsen und schlank! Und wie gut er immer riecht nach Pomade . . . und die saubern Sachen, die er anhat. Alles muß der Schneider von Oviedo machen. Hier thut's ihm Keiner nach. Da fragt man wohl — was will sie denn?"

„Mein liebes, bestes Mutterchen — hat Clavela nicht vielleicht einen Andern lieber als Vicente?"

„Ach, mit der Liebe, spricht mein Mateos, das ist eine Einbildung, die Religion geht da vor. Ich habe ja selbst den Evariste nicht heirathen dürfen, der mein Schatz war, denn Mateos hatte das Haus, und Evariste war nur ein Knecht. So sagte mein Vater selig auch: ‚da es unser Herrgott nun einmal so eingerichtet und dem Mateos einen eigenen Besitz gegeben hat, so müssen wir uns fügen.'"

„Es ist nur, daß sich nicht Jede so geduldig fügen kann wie Sie! Was nützt ihr aber Vicente's Geld, wenn sie unglücklich wird? Ueberlegen Sie sich's und sprechen Sie mit dem Mateos."

„Ich? Heiliger Antonius — wo denken Sie hin! Wenn sich mein Mateos einmal etwas vorgenommen hat, da geschieht's auch . . . und so gehört sich's. Mein Mateos spricht: weil unser Herrgott nun einmal eingerichtet hat, daß die Männer so viel klüger sind als die Frauen, müssen wir ihnen auch den Willen thun. Es ist Sünde, wenn ein Kind sich wider den Vater auflehnt und an Einem hängt, der keine Religion hat. Denn wenn die Religion erst wieder eingesetzt ist, wird Jeder auch wieder seinen Gehalt ausgezahlt bekommen. Darum müssen alle Rechtschaffenen zu den Carlisten stehen, die für den Glauben streiten."

„So streiten die Carlisten ja eigentlich ebenso für das Geld wie für den Glauben?"

„Gewiß," bekräftigte Casta, die in Wolf's Frage kein Arg vermuthet, „jetzt bekommt mein Mateos keinen Real, wenn er sich für die Gemeinde plagt, aber sobald die Carlisten gesiegt haben, wird ihm Alles ausgezahlt."

„Also die Realen, das ist die Hauptsache — so, so! Da hab' ich gestern den Werkmeister aus Abarsuza gesehen, Felipe Trelles, der muß auch sein hübsches Stück Geld verdienen — wär' das nicht vielleicht ein Freier für Clavela?"

Sie nickt. „Und mit dem gäb's keinen Unfrieden. Aber Geld verdienen, spricht mein Mateos, das ist lange nicht so sicher, als Geld schon haben, wie Vicente. Doch so sind die Menschen — anstatt daß Felipe das Mädchen aufgiebt, damit sie ihr Glück macht, möchte er sie zum Trotz behalten."

„Und Clavela möchte ihn vielleicht aus Trotz auch heirathen?"

„Ich glaub's, lieber Herr! Denn solange Eine noch jung ist und die Männer ihr nachlaufen — da will sie nur immer, was ihr gerade gefällt. Aber der Pater Solano wird sie schon zur Vernunft bringen ... endlich muß sie doch! Denn, wenn der Postmeister wollte ... mit den Briefen, die er aufmacht, und den Heimlichkeiten ... der könnte dem Mateos eine schöne Grube graben! Ist er aber Schwiegersohn ..."

Hier stockt sie plötzlich und — als habe sie sich

verleiten lassen, mehr zu sagen, als sie sollte — sieht sie Wolf ängstlich an. „Ja, was war es nur eigentlich, was Sie mich fragen wollten? Etwas wegen des Bildes?"

VII.

Es dämmert schon; Wolf kommt die Treppe hinuntergeschossen, wie es seine Art ist, als Clavela gerade den Fuß auf die unterste Stufe setzt, Pedrillo im Arm.

„Still!" ruft sie ihm entgegen, „wecken Sie den Jungen nicht! Er ist uns in der Küche eingeschlafen — Mutter denkt gleich, es fehlt ihm 'was — aber 's ist nur Schlaf — ich will ihn zu Bett bringen, eh' er wieder wach wird."

„Was für ein Prachtkerl!" meint Wolf, „aber schwer! Sie können ihn kaum tragen — geben Sie her."

Sie wehrt ab — aber er ist stärker und entringt ihr das Kind, das einen Augenblick die Augen aufreißt, den Mund wie zum Weinen verzieht und dann ruhig in Wolf's Armen weiter schläft. Er folgt Clavela, die ihm voraus ins Schlafzimmer der Eltern

schreitet, wo auch Pedrillo's Bett steht. Wolf will ihn hineinlegen.

„Das wär' schön! In Schuhen und Höschen!" ruft Clavela mit gedämpfter Stimme, setzt sich auf einen niedrigen Schemel und streckt Wolf ihre Arme entgegen. Dieser legt behutsam das Kind hinein. Wie sie es nimmt und sorgsam zu entkleiden beginnt, ist alle Leidenschaft aus ihren Zügen gewichen; sie haben den mütterlichen Ausdruck angenommen, der jedes Weib veredelt.

— „Madonna!" ruft Wolf wie unwillkürlich. Sie aber giebt ihm keine Zeit, sie zu bewundern, sondern winkt ihn gebieterisch zur Thür hinaus.

Im Vorsaal zerfließt das Madonnenbild. Nur ein vages Erinnern, daß er mit zwei kräftigen nackten Frauenarmen um ein schlafendes Kind gerungen bleibt zurück.

Die ersten Eindrücke, die Wolf im Hause des Schulzen empfangen hat: Schmutz, Unordnung, Willkür, haben sich bei näherer Bekanntschaft gemildert. Es herrscht ein strenges Regiment, aber es waltet auch Gerechtigkeit, obwohl der Begriff des Rechts hier ein anderer ist als der Wolf geläufige. Die

Mahlzeiten haben ihre regelmäßigen Stunden, und die Rangunterschiede zwischen Herren und Knechten werden dabei gewissenhaft eingehalten. Man hat sich schnell an den Maler gewöhnt; er gilt bei den Meisten für einen unschädlich Verrückten. Seiner „Profession" geht er fleißig nach, und das Porträt wäre längst beendet, wenn es auf ihn ankäme. Aber Mateos hält nichts vom Stillsitzen. Kaum ist er eingefangen und Wolf im Zuge, springt er auf, reckt die kräftigen Glieder und schreit: „Herr Maler, für das, was Ihr verzehrt, habt Ihr heut genug gearbeitet." Keine Gewalt hält ihn dann im Atelier zurück.

Nachdem der Kopf gemalt ist und Casta ihren „andern Mateos", namentlich aber die grünen Aufschläge der Montera hinreichend bewundert hat, kommt die Nachricht, der hochwürdigste Herr Bischof von Oviedo werde auf dem Wege zum Kirchenfest bei seinem „getreuen Mateos" einen Imbiß nehmen. Gleich reißt der Schulze die Mütze vom Kopf und fordert Wolf auf, das Bild ein Gleiches thun zu lassen, da kein guter Christ vor seinem Bischof mit bedecktem Haupt erscheinen dürfe.

„Unsinn!“ ruft der empörte Wolf, „Bilder ziehen ihre Mütze nicht einmal vor dem Papste — die Montera sitzt auch viel zu fest.“

Mateos setzt seinen Willen nicht durch, aber das Bild ist ihm der „mala cortesia“ willen nun verleidet.

In Casta's Gunst steht Wolf sehr hoch; sie schwört, seinesgleichen an Klugheit und Güte noch nicht gesehen zu haben, bringt ihm auch sein erstes Frühstück, die Chocolade, selbst auf's Zimmer, denn sie hat bald ausgefunden, daß er kein Fanatiker des Frühaufstehens ist. Seiner Toilette hat sie eine Milchschüssel geopfert, die sie jeden Abend mit Wasser füllt. Pedrillo läuft Wolf nach wie ein junger Hund, seit ihm dieser aus Rohr eine Pfeife geschnitten. Vicente ist zu seiner Amtsstube in Infiesto zurückgekehrt, und die rothlasirte Nase trennt ihn bei den Mahlzeiten nicht mehr von Clavela, dem „Opfer der Carlistenpolitik“, wie er sie in einem Briefe nach Hause nannte.

— — — — — — — — — — — — — —

Das Mädchen gefällt ihm übrigens täglich besser. Eines Abends kehrt er von einem Spaziergang heim

und tritt in den Garten, der hinter den Gehöften liegt. Im Mittelweg ist ein großer Baum, um den eine Bank läuft; hier will er ausruhen. Erst nachdem er sich gesetzt, bemerkt er Clavela, die in einem Beete vor ihm Tomaten pflückt. Er erkennt sie nur an dem blaugestreiften Rock, denn sie hat nach Art der Bäuerinnen ein vierzipfeliges Leinentuch über den Kopf geworfen, da die Sonne noch hoch steht. Er folgt der Bewegung der Hand, welche die Frucht bricht, und freut sich, daß harte Arbeit die ursprünglich mustergültige Form noch nicht zerstört hat. Da dringen plötzlich aus der nahen Oelpresse Männerstimmen. Wolf meint, Solano's Stimme zu erkennen, der von Oviedo zurückgekehrt ist. Beim ersten Ton hebt Clavela den Kopf, wirft das Tuch zurück, und er kann ihr ernstes, großes Auge sehen, das weit geöffnet, als könne sie durch's Auge hören, — nach der Stelle blickt, von woher die Laute kommen.

In dem Augenblick ist Wolf nur Maler, reißt sein Skizzenbuch heraus und notirt mit wenig Strichen die ausdrucksvolle Geste.

Unbewußt, daß sie als Modell dient, bleibt sie regungslos, so lange die Männer sprechen — ja, erst

nachdem Mateos und Solano aus der Thür der Presse getreten sind, und sich in's Gehöft verloren haben, bückt sie sich wieder zur Arbeit.

Wolf weiß, sie muß an ihm vorbei, wenn sie in's Haus geht, und erwartet sie.

„Señorita," ruft er und erhebt sich unwillkürlich, als sie in seine Nähe kommt. Sie bleibt stehen und sieht sich um. Das Tuch hat sie verhindert, ihn sogleich zu bemerken. Dann kommt sie auf ihn zu; die anfängliche Scheu vor ihm hat sie verloren.

„Ach — guten Tag, Señor Retratista!"

„Was sind das für schöne, große Tomaten." Wolf ärgert sich, daß ihm nichts Besseres einfällt.

„Ja — es ist ein gutes Jahr . . . Diese sind für die geistlichen Herren . . ."

„So — die bekommen wahrscheinlich aus jeder Wirthschaft das Beste."

„O nein — nicht überall. Es ist eine schlimme Zeit für sie; sie haben schon lange kein Gehalt gesehen. Vater sagt, wenn's nicht so gute Christen in Cangas gäbe, müßten sie da oben verhungern . . . Vater schickt viel nach der Collegiata, auch Fleisch, wenn wir schlachten."

„Und zum Dank kommen die geistlichen Herren dann in die Häuser dieser guten Christen und machen den hübschen Mädchen Angst. . . . Zum Dank verbieten sie ihnen, einen jungen Mann anzusehen, der ihnen nicht fromm genug scheint — oder gar, ihn lieb zu haben.“

Sie schüttelt den Kopf, als sei sie nicht einverstanden.

„Da habe ich — ehe ich hierher kam — in Covadonga . . .“ — der Name will nicht recht über die Lippen, aber er muß wissen, wie sie mit Felipe dran ist —, „in Covadonga habe ich einen gewissen Felipe Trelles gesehen — ich glaube, Sie kennen ihn auch?“

„Ja —,“ sagt sie leise und schlägt nach einer Biene, die sich auf den Korb mit Tomaten setzen will, den sie im Arme trägt.

„. . . Dem Felipe,“ fährt er langsam fort, sie fixirend, „haben die geistlichen Herren auch seinen Schatz abspenstig gemacht . . .“

Clavela athmet heftig und scheucht immer noch das Insekt, ohne zu antworten.

„. . . Der Geschmack ist verschieden, aber ich —

wenn ich zu wählen hätte — zehntausendmal besser gefiele mir Felipe als dieser aufgeputzte, parfümirte Vicente."

Wolf kommt sich ordentlich edel vor, als er Felipe so herausstreicht — sie aber steht vor ihm, die klare bronzene Haut wie mit Glut übergossen.

„Clavela — denken Sie einmal, ich wäre Ihr Freund und wollte Ihr Bestes. Denken Sie, ich hätte den Wunsch, Ihnen zu helfen . . ." Er faßt nach ihrer Hand.

„Ich danke . . . Sie sind recht gut — aber es würde meine Qual nur größer machen."

„Haben Sie Felipe denn nicht mehr lieb?"

„Felipe und ich . . .," sagt sie leise und abgebrochen, „wir hatten uns sehr lieb . . . es ist schon eine Weile her. . . . Ich mußte immer an ihn denken . . . ich konnte weder essen, noch trinken, noch schlafen — ich mußte nur immer an ihn denken . . . aber es war Sünde — er ist kein guter Christ."

„Clavela — ist es möglich! Weil der Pater Solano Ihre Hände in den seinen drückt und Ihnen sagt: es ist Sünde, an Ihren Schatz zu denken — geben

Sie Felipe auf? Können Sie es denn hindern, an Felipe zu denken?"

„... Ich versuche ..."

„Clavela — Sie haben ihn lieb, und können die Gedanken an ihn verhindern?"

„Ich arbeite.... Wenn mir in der Nacht sündige Gedanken kommen, so sage ich alle meine Gebete her ... ich will Gott nicht erzürnen."

Er stößt ihre Hand mit einer heftigen Bewegung zurück.

„Clavela — ich — wenn ich ein Mädchen lieb hätte — und sie wäre mir auch gut ... und ein Priester käme und sagte ihr: diese Liebe ist Sünde — Du darfst an Deinen Schatz nicht mehr denken! Und sie gehorchte ihm — wissen Sie, Clavela, was ich thäte? Ich verachtete das Mädchen!"

Dabei drängt ihn ein dumpfes Gefühl, die Arme um die Verachtete zu legen und sie an seine Brust zu ziehen.

Auch ihr schlägt das Herz. Heftig hebt und senkt sich das Mieder; sie besinnt sich eine Weile, ehe sie antwortet: „Sie lesen viel in Büchern ... der Pater Solano sagt: vom Lesen kommen die Ver-

suchungen — selbst starke Männer können nicht immer widerstehen. Ich kann nicht lesen . . . Vorgestern habe ich dem Pater Solano versprochen, Gott nicht zu erzürnen . . . und sein Versprechen das muß man halten."

Sprachlos steht Wolf, wie sie jetzt den Kiesweg vor ihm entlang geht — er sieht sie nicht klar — es ist, als ob ein Nebel sich vor sein Auge lege, so heftig wallt sein Blut. Mag einer noch so edle Gefühle hegen und einem ehrlichen Burschen versprechen, daß er ihm zu einem hübschen Mädchen wieder verhelfen wolle, um das Jener sich grämt: die Gefühle nehmen oft plötzlich eine ganz unnoble Richtung, wenn er täglich drei Mahlzeiten neben diesem hübschen Mädchen einnimmt.

VIII.

Von Cangas aus schreibt Wolf an seine „geliebte Alte," wie er seine Mutter nennt, und schildert ihr die Eindrücke, welche der spanische Katholicismus auf ihn übt.

„. . . Du weißt ja, wie es im Allgemeinen bei uns mit dem Christenthum steht. Vater ließ mich

taufen, wie er seine Steuerzettel bezahlte; ich wurde confirmirt, wie ich mich auch beim Militär stellte. Wir laufen, sozusagen, in unserer Gesellschaft neben dem Christenthum her wie neben öffentlichen Blumenanlagen. Auch das Christenthum steht unter dem Schutz des Publikums — wir sind gleichgültig, bis es Jemand schädigt. Dann erinnern wir uns, daß es zum öffentlichen Wohle nöthig, und treten dafür ein.

„Anders ging mir's mit dem spanischen Katholicismus. Er hat mich nicht einen Augenblick gleichgültig gelassen, nur wechsele ich ihm gegenüber meine Stimmungen wie ein Chamäleon die Farbe. Bald überwältigt mich Andacht — bald packt mich Ekel; manchmal möchte ich mit Keulen dreinschlagen.

„Trotz der Erhabenheit griechischer Tempel scheint mir in ihnen eine Beschränkung ausgedrückt. Auf festem Boden wurzelnd, sind sie auch untrennbar mit ihm verwachsen — die horizontale Linie gleicht einer Grenze zwischen Erde und Himmel. Wie anders die christliche Gothik! Sie streckt die steinernen Arme verlangend nach oben und trägt wie auf Flügeln die Seele vom Zeitlichen in's Ewige. In den Kathedralen von Burgos, Sevilla und Leon habe ich begriffen,

was der Glaube für die fragende Sehnsucht ist — er bleibt die Antwort schuldig, aber er weist nach oben, wo die Lösung verborgen. Ich bin in diesen Domen rechtschaffen andächtig gewesen und habe gebetet, ohne Worte zu sprechen.

„Nun aber tritt man in's Alltagsleben. Man sieht die schmutzige Abgötterei eines verlotterten Volkes, das Knieen vor geschmacklosen, oft mit Blut beschmierten Heiligen, das sich Wälzen im Unflat und Ungeziefer, während der Rosenkranz durch die Finger gleitet; man sieht die Weihwasserwirthschaft und die Ablaßkrämerei. Da faßt einen der Ekel vor der schmutzigromantischen Kirche und man giebt sie willig für ein Stück gesunder, reinlicher Moral, die bei uns an die Stelle getreten ist.

„Ueber die Priester hätte ich heute Lust in contumaciam den Stab zu brechen. Verfolgte nennen sie sich und sind die Verfolger. Früher folterten sie den Leib im Namen Gottes — jetzt foltern sie im Namen Gottes die Seele. Indes ich darf Dir nicht verhehlen, daß ich hier in einem Carlistennest stecke und daß, was ich sehe, schon in das Bereich des Religionskrieges gehört. Parteihaß aber ist wie Fieber

und Niemand kann verantwortlich gemacht werden für Das, was er im Delirium thut . . ."

IX.

Es heißt, Vicente werde kommen: eine Nachricht, die bei Wolf kein sonderliches Behagen weckt. Als Clavela beim Essen, das um halb sechs Uhr eingenommen wird, fehlt, meint er, sie sei ihm wohl gar entgegengegangen. Es verstimmt ihn. Er mag sich's nicht gestehen, daß sich etwas wie Eifersucht in ihm regt. Dem Felipe, entschuldigt er sich vor sich selbst, hätte ich sie ehrlich gegönnt. Aber diesem abgestraften bäuerischen Stutzer, den sie verachten muß ... pfui! ... Sein Respect vor weiblicher Treue nimmt nicht gerade zu. Ebenso wenig die Achtung vor spanischen Priestern, welche die hübschen Mädchen wie Prämien betrachten, die sie beliebig für löbliches Verhalten im Dienst der Kirche vertheilen wollen.

Casta läuft mit einem großen Pack selbstgesponnener Leinwand vor ihm her und scheint nichts im Kopf zu haben als das Kirchenfest und die Gäste, welche sie wie alljährlich dazu erwartet.

„Clavela?" erwidert sie zerstreut, „die ist bei ihrer

Pathe, um die Fahne mit der Mutter Gottes frisch aufzuputzen."

„Ich dachte, sie sei Vicente ein Stück entgegengegangen."

„Ja ... kann wohl sein, daß sie dem dann entgegengeht."

„Und da laßt Ihr sie mit dem jungen Burschen sich allein im Felde herumtreiben?"

Casta läßt die Frage unbeantwortet und verschwindet mit ihrem Pack in der Gesindestube.

„Wozu auch dem schmutzigen, bigotten Volke predigen!" denkt Wolf, „es hat ja Jede nur, was sie verdient!" Er will ausgehen; vielleicht trifft er Felipe auf dem Heimwege von der Schmelze. Er hat diesen nur einmal seit jenem ersten Abend gesehen, und da war er nicht allein. Zum Skizziren ist er nicht aufgelegt; das Porträt ist am Morgen beendet worden.

Die Luft hat sich wenig abgekühlt, sie weht ihn manchmal wie heißer Odem an.

Sein Weg führt an der Sella hin. Im Sommer ist das ein winziges Flüßchen, das zum Spott herausfordert, wenn man unter dem stolzen Bogen der alten

Römerbrücke sein sanftes Rieseln hört. Wolf fällt ein Müllerlied dabei ein:

> Rauschendes Bächlein, so silbern und hell —
> Eilst zur Geliebten.

„Wen liebt sie aber eigentlich?“ fragt er sich. Die Frage beschäftigte ihn viel in den letzten Tagen. „Seit sie Felipe aufgegeben, der sie dem Vater und Priester zum Trotz beschützt hätte, ist sie ja eigentlich herrenloses Gut, das sich Jeder beliebig aneignen könnte. Ach, mag sie in's Unglück laufen. . . . Eine, die sich verbieten läßt, an ihren Schatz zu denken, der's gegen die Liebe hilft, wenn sie ihre Gebete ableiert . . . die ist ja gar nicht werth, daß ein rechter Mann sich mit ihr abgiebt. Man begreift nur nicht, daß so ein intelligenter Kerl wie Felipe seine Laune darüber einbüßen konnte.“

Unter solchen Betrachtungen ist Wolf ein gutes Stück gewandert. Dabei hat er vergessen, sich einen herrlichen Sonnenuntergang in Ocker, Lack und Harz umzusetzen und in sein Skizzenbuch einzutragen, wie es sonst seine Art ist. In der grünlich-blauen Luft hängt schon der Mond und fängt bereits zu leuchten an, als eine kräftige Stimme ihn in die Wirklichkeit zurückversetzt.

„Nun, Herr Maler, was treiben Sie denn hier herum?"

„Felipe!"

Es ist Wolf fast, als wäre er auf schlimmen Wegen ertappt worden. Aber er schüttelt die dargebotene Hand wie die eines alten Bekannten.

„So ohne tüchtigen Stock . . . das ist nicht recht," meint Felipe, „Menschenblut ist jetzt billig genug."

„Wer soll mir etwas thun? Ich trage keine Schätze bei mir, und aus bloßer Mordlust bringt man Keinen um."

„Im Kriege wird Mancher erschlagen aus Vorsicht oder Rache. Man kann nie wissen, was für eine Wendung die Dinge nehmen, und um einer Lumperei willen aufgehangen zu werden, ist kein Spaß."

Wolf ist eben in weltschmerzlicher Stimmung.

„Was kommen soll, kommt!"

„Lustiger sind Sie in Cangas nicht geworden, Herr Maler! Hat das Mädel Sie denn auch verhext? Nicht wahr, hübschere giebt's in Deutschland auch nicht?"

„Hübsch ist sie schon . . . aber . . ."

„Und rechtschaffen auch, Herr!" fährt Felipe auf;

„der ist nichts nachzusagen! Da wollt' ich meine Hand in's Feuer legen!"

„Ich sage ja auch nichts! Beruhigen Sie sich nur! Ich meine blos, daß sie mehr zu Ihnen halten müßte; denn das merk' ich ja . . . bei Ihnen ist's mit der Geschichte noch nicht vorbei . . ."

„Hat der falsche Hund, der Vicente, sich wieder an sie herangemacht?"

„Den hat sie abgetrumpft . . . den wohl!" Wolf erzählt — und wieder kommt er sich recht edel vor — was sich vor der Milchkammer zugetragen hat.

„Nun . . . was wollen Sie denn da noch mehr?" ruft Felipe, dessen Augen glänzen.

„Daß sie nicht nachbetet, was der Pater Solano ihr vorspricht. Sie hat doch Temperamemt . . . sie müßte doch mit so einem Schwarzrock fertig werden!"

„Sie ist fromm, Herr Maler," vertheidigt Felipe, „sie glaubt fest an die ewige Seligkeit und die Höllenstrafen; er wird ihr wohl in's Gewissen gesprochen haben . . ."

„Wenn sie sich so 'was vorreden läßt. . . da . . ."

„Lieber Herr," unterbricht Felipe, „macht man zweimal des Tages einen einsamen Weg, wie ich, da

kommen einem allerlei Gedanken. Wir verlangen von einem Kinde auch nicht, daß es begreift, was wir begreifen . . . und mit den Frauenzimmern ist das nicht viel anders. Wir halten sie ja auch quasi wie die Kinder. Es ist bequem in vielen Stücken. Einer kann doch nur seinen Willen haben, wo zwei miteinander leben."

„Und der Beichtvater . . . fürchtet Ihr den nicht?"

„Als Alles seinen ruhigen Gang ging, war das nicht so schlimm. Die Priester, die man auf's Land schickt . . . nun gar in unsere Berge . . . das ist meist Ausschuß. Die haben zu rechter Arbeit nicht getaugt . . . das sind so Kartenmänner, aus denen sich Frauen nicht viel machen. Nahm sich Einer was heraus, bekam's ihm schlecht. Don Solano freilich, der versteht's sich Gehorsam zu verschaffen."

„Sie hätten's nicht leiden sollen, daß sie einem Andern gehorcht als Ihnen," eifert Wolf; „die Liebe zum Manne muß das Stärkste in einer Frau sein . . ."

„Es giebt auch eine Liebe, die Opfer bringen kann, Herr Maler, eine Liebe, die sich selbst zum Opfer bringt." Ein paar Augenblicke gehen Beide schweigend nebeneinander.

„Ich wollte nichts davon verlauten lassen,“ fängt Felipe nach einer kleinen Pause wieder an, „doch da wir eben auf die Sache kommen . . . seit gestern weiß ich auch, warum Mateos sie dem Vicente geben will.“

„Nun?“

„Der Alte ist Carlist, wie Sie gemerkt haben werden. Nun gab's hier herum genug, die's mit Don Carlos hielten, und krähte kein Hahn danach; erst seit General Loma an unserer Grenze steht, sieht man ihnen auf die Finger. Seit er gar den Schulzen von Carasa aufknüpfen ließ, kitzelt unserm Mateos der Hals. Vicente macht sich das zu Nutze und droht ihm mit Verrath, wenn er ihm die Tochter nicht gebe. Und fällt Mateos, spüren sie's oben in der Collegiata auch, die mit ihm unter einer Decke spielten; drum sind sie ebenfalls hinter der Hochzeit her. Nun ich's weiß, ist mir wohler. . . . Einer, der mit Verrath droht, ist feige, der ist nicht zu fürchten.“

„Sie ist ein Preis, um den Mancher gern kämpfen würde,“ bemerkt Wolf.

„Ich hab' sie lange nicht gesehen, sie weicht mir aus.“

„Heut' ist sie bei der Pathe, um die Kirchenfahne frisch aufzuputzen," berichtet der Maler. Und so im Gespräch, sind sie an das Kreuz gekommen, das oberhalb Cangas steht, wo die Wege sich trennen; der eine führt nach dem Flecken hinunter, der andere läuft an den Bergen im Zickzack nach Covadonga.

„Jetzt Adios!" ruft Felipe, „Ihre Straße geht dort . . ." hier stockt er. Der Weg macht eine Biegung und sie stehen plötzlich ziemlich dicht vor einem Paare, das ihnen auf dem schmalen Pfade entgegenkommt . . . Clavela und Vicente. Der Mond läßt sie deutlich erkennen. An Ausweichen ist nicht zu denken. Vicente ist erhitzt; er kehrt von der Collegiata zurück, wo die Priester ihm zugetrunken haben. Dann hat er Clavela aufgepaßt, als sie von der Pathe nach Hause ging. Ramon hat ihm verrathen, wo sie zu treffen war. Clavela geht widerwillig neben Vicente; sie hat's ihm nicht gestattet, daß er sie führt. Als er aber Felipe gewahr wird, legt er schnell den Arm um ihre Taille. Es behagt ihm, den frühern Geliebten durch diese Vertraulichkeit zu höhnen.

Wolf hofft bereits auf eine Wiederholung der

Scene vor der Milchkammer. Aber Clavela wehrt sich kaum; sie steht wie betäubt.

„Halt, Du!“ schreit Felipe, in dem das unerwartete Wiedersehen Clavela's und der Anblick seines Nebenbuhlers jede Selbstbeherrschung erstickt, „wir wollen ein Wort miteinander reden!“

„Gleich zu Diensten, Herr Werkmeister,“ spottet Vicente mit etwas schwerer Zunge, „ich will nur meinen Schatz erst noch einmal küssen!“

„Vicente ... um Christi Blut, laß mich los!“ fleht die Gequälte und wendet sich ab.

„Wag's, ihr nahe zu kommen!“ schreit Felipe, der Vicente's beide Arme ergriffen hat. Die Leidenschaft hat seine Kräfte verdoppelt; er hält so fest, daß Vicente sich nicht zu rühren vermag.

„Zwei gegen Einen. Und das nennt ihr tapfer?“ kreischt er und strebt vergeblich, sich zu befreien.

„Fort da!“ ruft Felipe Wolf zu, der neben ihn getreten war, „siehst Du nicht, daß ich mit dem Kerl allein fertig werde?“ Dabei versetzt er seinem Nebenbuhler einen Stoß, daß dieser ein gut Stück zurücktaumelt. Dann wirft er den Rock in's Gebüsch, streift die Aermel zurück und nimmt eine drohende Stellung ein.

„Komm' heran, Halunke," schreit er, „laß uns um das Mädel kämpfen!"

Wolf klopft das Herz höher; es scheint ihm unerträglich, den Zuschauer zu machen; er empfindet ein leidenschaftliches Verlangen, selbst mit Vicente um Clavela zu ringen. Aber Felipe ruft gebieterisch: „Wenn der Maler mir helfen will, schlag' ich ihn zuerst nieder!"

Vicente hat indeß nach dem gewaltsamen Stoß das Gleichgewicht wiedergewonnen und sein Pistol aus dem Gurt gezogen, ohne das er nicht mehr über Land geht.

„Aus dem Weg, Felipe," brüllt er, während er den Hahn spannt.

„Mörder!" schreit Felipe und will ihm die Waffe aus der Hand schlagen.

Die Kugel saust durch die Luft, aber die zitternde Hand des Trunkenen hat das Ziel verfehlt.

Ein paar Secunden, die Wolf eine Ewigkeit dünken, stehen die Gegner einander gegenüber, sich scharf beobachtend, den Kopf etwas gesenkt, wie Stiere vor dem Angriff. Plötzlich stürzen sie aufeinander los; sie umschlingen sich, stemmen die Kniee einer

gegen des Andern Leib, und reiben die harten Schädel aneinander.

Clavela hat das Gesicht mit den Händen bedeckt; sie kniet am Boden und betet.

Felipe ist der Stärkere, aber Vicente, den der Kampf ernüchtert, hat die größere Gewandtheit für sich. Manchmal läßt der aufgewirbelte Staub und das unsichere Licht des Mondes den Maler die Kämpfenden nicht unterscheiden.

Da ... ein Stöhnen, wie von einem verwundeten Thier ... ein schwerer Fall ... Einer liegt am Boden.

Der Andere, als ob er vom Vortheil, den er über den Gefallenen hat, nicht Gebrauch machen wolle, reckt sich hoch empor und steht dann regungslos. Er erwartet, daß der Gegner sich erhebe, um den Kampf dann fortzusetzen ... aber dieser steht nicht auf — es ist Vicente.

Er ist gegen einen Stein gefallen; Blut fließt reichlich aus einer Wunde an der Stirn. Unheimlich glitzert die rothe Lache im Mondlicht.

Felipe blutet auch, aber er merkt's kaum. Er fühlt sich so leicht, als wären ihm Flügel gewachsen;

das Rauschen in den Bäumen klingt ihm wie himmlische Musik. Rache gewährt süßen Genuß, besonders wenn man sie nicht gesucht hat, wenn sie Einem unerwartet beschéert wird. Der Sieg war ein ehrlich erfochtener ... er hat das Messer nicht einmal gezogen, nachdem der Schuß gefallen war; es lüstete ihn, den feigen Burschen unbewaffnet niederzuschlagen. ... Keine Blutschuld lastet auf seiner Seele; der am Boden ächzt noch. Mag der Maler ihm die geritzte Haut verbinden, es kümmert ihn nicht. Er naht sich Clavela ... die Hände ineinandergepreßt, das Haupt tief gesenkt, kniet sie noch wie unbeweglich.

„Clavela!"

Sie wagt's nicht, aufzusehen.

„Clavela, weißt Du nicht, daß ich Dich jetzt erkämpft habe?"

„O, mein Herr und Gott! komm mir nicht nahe. Wenn Du mich liebst ... quäle mich nicht ... ich hab' geschworen ... ich bin ja verflucht ..."

„Liebst Du mich nicht mehr, Clavela?"

Sie erhebt die thränenüberströmten Augen mit einem Ausdruck von Ergebenheit, Zärtlichkeit und Verzweiflung: „Ob ich Dich liebe!"

Ein seliges Zittern läuft durch seine Glieder ... er bückt sich zu ihr nieder und drückt sie fest an seine Brust.

Wolf ist mit dem Ausgang des Kampfes natürlich sehr zufrieden; trotzdem bemächtigt sich seiner eine gewisse Melancholie beim Anblick der Beiden, als ob ihm eben etwas verloren gegangen sei. Er wendet sich dem Besiegten zu und stellt sich so, daß dieser Clavela und Felipe nicht sehen kann, die langsam, einander fest umschlingend, sich entfernen.

Glücklicher Felipe! Ob sie wohl jetzt noch an ihre Gebete denkt ... ob Gebete jetzt noch gegen ihre Liebe helfen würden!

Wolf bückt sich zu dem Stöhnenden herab.

„Señor Vicente! He! ... ich will mal nachsehen.“

„Laß mich!“ knurrt dieser dumpf.

„Wir wollen die Wunden waschen ... ein paar Schritt von hier rauscht ein Quell ...“

„Geh', hinterlistiger Schurke!“

„Der Kampf war ehrlich ... Du hast, was Du verdienst ... komm', laß Dich aufrichten.“

Vicente stößt Wolf von sich und erhebt den Kopf.

Seine Augen funkeln in dem bleichen, blutüberströmten Gesicht.

„Ueberfallen habt ihr mich, damit der verdammte Gotteslästerer das Mädel in seine Gewalt kriegt!“

„Schweig! Du wirst Dich noch verbluten, wenn Du Dich nicht verbinden läßt!“

„Ich will nicht schweigen! Es ist mir eins, ob ich mich verblute!“ brüllt Vicente und versucht, sich auf die Füße zu stellen. „Was fange ich ohne das Mädel an! Die höllische Canaille! Aber ich will's schon anstellen, daß man sie herankriegt . . . ich will die ganze Sippschaft am Galgen sehen . . . Alle sollen sie crepiren!“

Wolf begreift die Wuth des Eifersüchtigen. Er stützt den Taumelnden, der sich hinkend fortbewegt und unter Fluchen und Lästern endlich die Quelle erreicht. Gefährlich scheinen die Wunden nicht.

„Wenn Sie die Montera morgen ein bischen tief in die Stirn drücken, sieht's Niemand, daß Sie ‚gefallen‘ . . . einen tüchtigen Stock dann als Krücke, so können Sie das Fest noch mitmachen,“ tröstet Wolf.

„Da soll doch! Wenn ich ihm das nicht eintränke! Der Gotteslästerer soll an ihren Küssen ersticken ... und den Alten, den will ich am Galgen sehen!"

„Der Aderlaß," denkt Wolf, „war noch lange nicht stark genug!" Dabei verbindet er den Blessirten und sucht ihn durch Einflößen kalten Wassers vollends zu ernüchtern. Auf seinen Arm gestützt, erreicht dieser nach langsamer Wanderung den Flecken. Die Häuser sind schon für die Fremden hergerichtet, die dem Kirchenfest zuschwärmen. An dem nächstliegenden verläßt Wolf seinen noch immer lästernden Gefährten. Er mag in der Gesellschaft nicht gesehen werden.

Er schlägt einen verwachsenen, unebenen Fußpfad ein, die Richtung ist ihm unbekannt. Dicht über seinem Kopf kreisen Fledermäuse in unruhigem Fluge ... es wird immer schwerer, die Gegenstände zu unterscheiden, aber was kümmert's ihn? Er knickt Zweige rechts und links, wenn sie ihn am Fortkommen hindern. Ein schwaches Rieseln, das er bald deutlicher vernimmt, verkündet ihm die Nähe der Sella. Als er aus dem Gehölz heraustritt, liegt die Römerbrücke in einiger Entfernung vor ihm ... ihr Bogen schwingt sich kühn durch den bläulich-luftigen Raum,

der mit ruhig schimmernden Sternen besäet ist. Vor den Mond sind ein paar graue Wolken getreten, licht gesäumt an den Umrissen. Rechts, gegen den Berg hin, flackert die röthliche Flamme eines Hirtenfeuers... schattenhaft, wie ein ausgezackter dunkler Fleck liegt Cangas vor ihm.

Er geht auf die Brücke zu, setzt sich auf einen Stein und lehnt den Rücken gegen das alte Gemäuer, das weit über die Ufer hinweg in's Land hineinreicht. „Rauschendes Bächlein ... so munter und hell."

Zuweilen klingt der klagende Laut einer fernen Thierstimme drüben vom Felde her in den Gesang der Wellen ... sonst vollkommene Stille.

„Ich war ein erbärmlicher Mensch!" denkt Wolf, und es überkommt ihn fast wie Scham. „Schlug mein Herz nicht in angenehmer Erwartung jeden Tag höher, wenn ich in Clavela's Nähe kam? Und hatte ich nicht vorher gelobt, Felipe beizustehen? Ich war wirklich ein recht ... elender ...

Seine Vorwürfe lösen sich endlich in traumhafte Bewußtlosigkeit — er schläft ein.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ueber sein Haupt streicht ein frischer, kühler Luftzug, als er erwacht. Er reibt die Augen, blickt sich um und kann sich erst nicht zurechtfinden. Das Grau des Himmels wird allmählich lichter, die Sterne verschwimmen darin . . . weiße, flockige Nebel spielen die Sella entlang . . . im Osten dämmert goldiges Licht; Thautropfen fangen überall in der Helle zu glänzen an; Vögel zwitschern, verworrene Stimmen klingen aus der Ferne. Wolf's Glieder frösteln in der feuchtkalten Luft; er springt auf und macht sich auf den Heimweg. Die Erinnerung an gestern Abend ist auf einmal wieder lebendig geworden. „Wird Vicente von dem Zusammentreffen mit seinem Nebenbuhler schon erzählt haben? Wird der Pater Solano jetzt noch Gewalt über Clavela's Herz gewinnen?“

Es ist noch zeitig, als er vor des Schulzen Hause anlangt, aber es scheint schon Alles wach zu sein. Vor der Thür steht Casta mit verweinten Augen; sie sieht die Straße hinunter, die auf den Marktplatz führt. Pedrillo, behaglich an sie gelehnt, den Oberkörper nur mit der Medaille der Jungfrau von Covadonga bedeckt, die an einer schmutzigen Schnur hängt, kaut an einem Stück Festkuchen. Wolf glaubte,

man werde ihn mit Fragen nach seinem Ausbleiben bestürmen. Aber seine Hausfrau scheint es gar nicht beachtet zu haben.

„Nun, wie steht's denn?“ ruft sie, sobald sie ihn bemerkt, „denkt man nicht, der Jüngste Tag muß anbrechen bei dem Spectakel? Und das schlägt uns gerad' mitten ins Fest!“

„Was ist denn geschehen?“

„Ach, Du heiliger Cucufato!“*) Sie weint wieder; dazwischen klagt sie in abgebrochenen Sätzen: „Wie von einem bösen Geist besessen ist er . . . da hört alle Vernunft auf . . .“

„Clavela ist wohl nicht nach Haus gekommen?“ unterbricht Wolf.

Sie fährt mit der Schürze über die Augen und schüttelt den Kopf:

„Clavela? . . . die wird wohl in der Küche sein. Ich spreche von Vicente.“

Er fühlt sich erleichtert: „Nun, was ist eigentlich los?“

„Schon vor Tage haben sie nämlich meinem

*) Einer der Schutzheiligen von Asturien.

Mateos auf's Gemeindehaus geholt, weil in der Nacht die . . . die von der Regierung einen Anschlag angenagelt haben . . . alle Eltern, die Söhne bei den Carlisten haben, sollen sie angeben . . . die eigenen Kinder!" . . . sie schluchzt . . . „oder Alles soll ihnen genommen werden . . . vielleicht sollen sie den Tod erleiden! Und gerad' am Fest! . . ."

„Und Vicente?"

„Ja so! Ich trete vor die Thür und sehe unserm Mateos nach . . . kommt von der andern Seite Vicente . . . ganz verändert . . . das Wams und die Hose, als hätt' er sich im Schmutz gesiehlt . . . einen feuerrothen Kopf, die Stirn blutrünstig. . . . Schlag' ich die Hände zusammen und rufe: ‚Vicente, was hat's gegeben?' Da droht er mir mit der Faust und schreit: ‚Alte Wetterhexe! Also Schwiegersohn soll ich werden? Also die leichtfertige Dirne wieder ehrlich machen, dazu bin ich gut genug?' ‚Beim Leichnam Christi,' ruf ich, ‚weil Du siehst, daß mein Mateos aus dem Hause ist, kommst Du, uns Frauen zu beschimpfen! Betrunken bist Du!'"

„Sicher betrunken!" bekräftigt Wolf.

„Spukt er vor dem Hause aus und schreit: ‚Ich

mag sie gar nicht! Was Andere wegwerfen, das mag ich nicht! Aber dem Mateos will ich's gedenken! Den krieg' ich an den Galgen! Der ist ein Verräther an der Regierung!' Ruf' ich: ‚Ich will es vor dem Angesicht unsers Herrgotts beschwören, daß mein Mateos ein ehrlicher Christ ist und kein Verräther!' Schlägt Vicente eine Lache auf, gerad' als ob der böse Feind in ihm steckte. ‚Unser Herrgott selbst wird ihm nicht gegen seinen Brief helfen können, und den halt ich!' ... Damit hinkt er weiter."

„Und Clavela?"

„Ach, wenn unser Mateos nur heim wäre!"

„Mein liebes, gutes Mütterchen," tröstet Wolf mit halblauter, freundlicher Stimme, „nur nicht gleich Mateos Alles sagen, der ohnedies den Kopf voll hat. Ich will dann sehen, wie's steht ... vielleicht treff' ich Mateos ... oder Don Solano."

Sie verspricht, einstweilen ihren häuslichen Geschäften nachzugehen, die sie in die Milchkammer rufen, und von der Geschichte nicht zu reden.

Wolf tritt in's Haus und wendet sich zuerst nach der Küche. Auch das aufrichtigste Mitleid mit fremdem Kummer ist nur selten im Stande, dem

ungestümen Verlangen eines leeren Magens zu widerstehen.

Die Küchenthür ist halb geöffnet; am Herde steht Clavela, den breiten Fächer in der Hand, der zum Anfachen der Holzkohlen dient. Sie bewegt ihn hin und her; plötzlich, wie von einer Erinnerung überwältigt, sinkt der Arm und die Augen schweifen durch das offene Fenster über den naheliegenden Garten und das angrenzende Feld hinweg, bis an den waldigen Fußweg, der nach Covadonga führt. Sie scheint Wolf verwandelt, ist aber dieselbe: das unwissende, intelligente, pflichttreue Weib jenes Volkes, religiösem Aberglauben verfallen, leidenschaftlicher Hingabe fähig . . . unterthan stets dem Willen eines stärkern Mannes. Sklavin ist sie geblieben, aber sie hat den Herrn gewechselt. Die Sehnsucht nach Felipe, dem man sie zu entfremden gewußt, der Durst nach seiner Liebe, der wie ein dumpfes Schmerzgefühl sie täglich quälte, mit dem sie trotzdem täglich pflichttreu rang . . . hat sie gestern Abend überwältigt; sie ist dem stärkern Feinde erlegen. An Stelle der Religion regiert jetzt Liebe. Sie weiß es nicht, grübelt auch nicht. Weder Reue noch Furcht beunruhigen sie . . .

nichts als die selige Stille befriedigter Sehnsucht erfüllt ihre Brust.

„Guten Tag, Clavela!“

Sie wendet sich um und schlägt, als sie ihn erkennt, unwillkürlich die Augen wieder; eine Röthe der Scham bedeckt ihre Wangen.

„Er hat Sie wohl zurückgebracht? Hat man ihn gesehen?“

„Nein.“

„Weiß der Vater von dem Kampfe?“

Sie schüttelt den Kopf und bewegt wieder emsig den Fächer.

„Sie scheinen so ruhig; aber wenn der Vater erfährt, was sich zugetragen, wird's ein Gewitter geben!“

Ihr Gesicht verklärt sich: „Ich fürchte mich nicht!“

„So, so . . . aber wenn der in die Heirath mit Felipe jetzt nicht einwilligt, ist das doch schlimmer als früher.“

Wieder wird sie von Gluth übergossen: „Er ist mein Geliebter, er wird mich schützen!“ Sie sagt das mit der Zuversicht, mit der sie gestern gesagt hätte: „Die heilige Jungfrau wird mir schon beistehen.“

„Glücklicher heiliger Felipe,“ denkt Wolf.

„Haben Sie gehört, daß Vicente der Mutter gedroht hat, Ihren Vater anzugeben?“ fragt er, indem er sich seines Frühstücks bemächtigt, das er in einer Ecke des Heerdes entdeckt hat.

„Ja . . . ich glaube, er sagte so etwas.“

„So. Sie glauben . . . zärtliche Tochter! wissen Sie auch, was ihm da bevorsteht?“

„Ich will es Felipe sagen . . . er wird meinen Vater schon schützen.“

„Clavela, vorgestern haben Sie mir versichert, daß Sie an Felipe nicht mehr denken wollen . . . daß Sie in der Nacht ihre Gebete hersagen, um diesen schlechten Christen zu vergessen . . . und heute?“

„Felipe ist meine erste Bekanntschaft . . .“

Ihr Gesicht nimmt plötzlich einen traurigen Ausdruck an. „Armer Vater!“ seufzt sie, als ob sie sich eben erst bewußt würde, in welche schlimme Lage er kommen könne, „aber er hat Freunde.“

„Ja . . . Freunde, wie den Pater Solano und Vicente! Wenn Vicente aber nicht mehr sein guter Freund wäre, weil Sie ihm nicht zu Willen sind?“

Sie antwortet nicht und schlägt die Augen nieder.

Ein paar Tropfen werden zwischen ihren Wimpern sichtbar und rollen langsam über die Wangen.

„Habe ich Sie gekränkt, Clavela?“ ruft Wolf jetzt, von plötzlichem Mitgefühl für die hülflose Lage hingerissen, die er ihr eben mit einer gewissen dunkeln Schadenfreude vorgehalten. Er bereut. „Vergeben Sie mir,“ bittet er, „ich bin ja Felipe's Freund und der Ihre . . . wir wollen alle drei fest zusammenhalten.“

Sie aber wendet sich ab, schlägt die Hände vor's Gesicht und fängt zu schluchzen an. Das Bewußtsein der Schuld, mit der sie ihr Glück erkauft hat, ist in diesem Augenblick erst über sie gekommen.

X.

Auf dem Platze vor dem Gemeindehause geht's toll her. Das morgende Fest und der immer näher rückende Bürgerkrieg machen sich heute Concurrenz. Die Häuser ringsum sind nicht sauberer geworden, aber zwischen Mais- und Zwiebelkränzen breitet sich hier und dort schon ein Teppich über die Altane mit der Prätension, als Festornament zu erscheinen. Hübsche kräftige Mädchen, die Zöpfe noch wirr und

die Kleidung salop, tauchen an Fenstern und Thüren auf, um bald wieder zu verschwinden, denn es giebt drinnen noch viel zu schaffen. Vor der Schenke sieht man Gefährte aller Arten und Zugthiere aller möglichen Rassen. Kleine asturische Pferde mit langer Mähne scharren ungeduldig den staubigen Boden. Buntgeschirrte, wohlgenährte Maulthiere, deren Schellengeläute bei jeder Bewegung erklingt, rasten neben abgemagerten, daseinsmüden Eseln, eng aneinandergekoppelt. Schmutzige Jungen mit funkelnden Augen, denen die Thiere in Obhut gegeben, rennen unruhig zwischen ihnen hin und her.

In der Mitte des Platzes wogt eine schwatzende, lachende, schreiende oder fluchende Menge. Vor dem Gemeindehause, an das während der Nacht die Regierung das Kriegsurtheil wider rebellische Carlisten anschlagen ließ, politisiren die tabackkauenden asturischen Kannegießer.

Wolf ist in das Haus geeilt, wo er Vicente nachts verlassen hat. „Der ist fortgehinkt," berichtet die Wirthin; „in der Schenke wird er wohl sein . . . er hatte Durst."

In der Schenke weist man nach der Scheune

hinter dem Hause. Dort liegt Vicente auf einer Matratze unter einer Pferdedecke. Er duselt. Wolf rüttelt ihn: „Na . . . wie geht's, Vicente!"

„Schlecht!" sagt dieser und versucht die Augen zu öffnen.

„Habt Ihr Schmerzen?"

Keine Antwort.

„Ihr könnt aber doch gut laufen?" fragt Wolf mit Absicht.

„Wie könnt' ich laufen, wenn Ihr mich so zugerichtet habt!" Dabei steckt er den am Knöchel geschwollenen Fuß unter der Decke vor.

„Soll ich mich nach einem Doctor umsehen?"

Wiederum keine Antwort.

Die Frage wird wiederholt. Vicente, der durch die Unterredung munter geworden, ballt nur grimmig die Faust gegen Wolf, wendet sich nach der andern Seite und zieht die Decke über den Kopf.

„Unschädlich für heute und morgen!" denkt Wolf mit stiller Genugthuung und tritt durch die Schenke auf den Platz. Er sucht Felipe unter der Menge vergeblich mit den Augen. Mit diesem beriethe er am liebsten, wie der hinkende Teufel Vicente mit

sammt seinen Rachegedanken auch für die Zukunft unschädlich zu machen sei. Er drängt dann nach dem Gemeindehause, wo er Mateos vermuthet, wird aber bald da, bald dort durch eine Gruppe aufgehalten, die ihn fesselt. Eine eigenthümliche Musik zittert durch den Volkslärm. Castagnetten knattern zum Blechgeklimper einer Panderete. Mehr noch als die Melodie übt der eigenthümliche Rhythmus des intonirten Tanzstückes eine nervös aufregende Wirkung auf des Nordländers Ohr. Der drohenden Kriegsgefahr zum Trotz haben junge Burschen ein paar Dirnen in ihren Kreis gezogen und stellen sich mit ihnen zur danza prima auf. Dicht daneben etablirt sich ein Stück Walpurgisnacht: „Das zischt und quirlt, das zieht und plappert.“

Zwei fettglänzende alte Weiber hocken hinter einem großen, schwarzen Kessel mit siedendem Oel, in dem Pañuelos schwimmen. Mit riesenhafter, zweizinkiger Gabel fischt die eine das Lieblingsgebäck aus dem Oelteich, um es den gierig danach ausgestreckten Händen zu reichen. Die Sonne drückt auf den Kohlenqualm, der unter dem Kessel hervordringt. Grau und übelriechend windet er sich zwischen den

Tanzenden hindurch und vertreibt den gaffenden Maler.

Im Gemeindehause hört er Mateos und die Angesehenen des Ortes durch's geöffnete Fenster so laut spectakeln, als wollten sie's den Cortes in der Hauptstadt nachthun. Wolf forscht hier nach dem ominösen Anschlag der „Madrider", der Casta so viele Thränen verursachte. Ein paar Fetzen sind alles, was Volksgrimm davon übrig ließ. Sie flattern lustig neben der Verordnung hin und her, die das Kirchenfest betrifft, in welcher es unter anderm heißt: „Weiber haben die Kirche unserer lieben Frau nur mit bedecktem Haupt zu betreten, Hunde gar nicht."

Wolf entziffert von den Bruchstücken des Loma'schen Militärbefehls Folgendes: „. . . Carlisten in Waffen, gebürtig aus Cangas de Onis, sind als Hochverräther zu betrachten. Aeltern, Brüder und Kinder, die in der Carlistenarmee Verwandte haben, diese nicht anzeigen, sondern ihre Pläne unterstützen . . . Güter zu berauben und auszuweisen . . . Regidores und Alcalden verantwortlich . . ."

Mit der Ueberlegenheit des wohlerzogenen Bürgers eines geordneten Staates schaut der Maler dann auf

das polizeilose Treiben vor sich und kommt eben zum Schluß, daß die „geliebte Alte“ sein Vagabundiren zwischen Festtagstrubel und Bürgerkrieg kaum gutheißen würde, als sein scharfes Auge etwas abseits von der Menge, seine Freunde Solano und Ramon gewahrt. Sofort eilt er auf sie zu. Sie aber bedeuten ihm durch Zeichen, ihnen zu folgen. Offenbar wünschen sie nicht in der Umgebung aufgehalten zu werden.

„Da Sie Ihr Wort gelöst haben und Mateos sein Bild besitzt, wäre es gerathen, Comgas so bald als möglich zu verlassen,“ redet Solano Wolf ohne weitere Umschweife an, sobald sie den Ort hinter sich haben.

„Weshalb, Hochwürden?“

„Weil wir aus sichrer Quelle wissen, daß Loma Botschafter ausgeschickt hat, die am Fest unsrer lieben Frau nicht beten, sondern spioniren werden. Auch ein junges Weib mit einer Depesche Loma's hat man abgefangen, die Schlaue entkam, doch sind Maßregeln getroffen, ihrer lebend oder todt wieder habhaft zu werden . . . man wird scharf aufpassen!“

„Und 's wär schad', wenn man einen hübschen

Jungen wie Sie, auch für einen Spion hielte und über die Klinge springen ließ," vervollständigt Ramon.

„Das Fest wart' ich noch ab!" ruft Wolf entschlossen; obwohl mehr als das Fest Clavela's Schicksal ihm jetzt am Herzen liegt. Er will über sie beruhigt sein, eh' er Congas den Rücken kehrt.

„Wir haben gewarnt!" versucht Ramon noch einmal. Solano aber, dem die Gefahr, der sich Wolf aussetzt, weniger nah geht, fragt nach Vicente. „Er soll behauptet haben, Sie und Felipe Trelles hätten ihm aufgelauert und ihn arg zugerichtet?"

„Der Nichtswürdige," fährt Wolf auf, „beinah hätte er Felipe ermordet."

Darauf erzählt er, was sich zugetragen.

„Es kommt hier nicht drauf an, wer in dem Streit recht oder unrecht hat," bemerkt Solano ruhig, es kommt drauf an, daß Vicente unsrer Sache nicht schadet. Er hat ihr gut gedient und schonte weder Geld noch Mühe."

„Weil er sich das hübsche Frauenzimmer zu kaufen dachte," platzt Wolf heraus.

„Wen das Blut verwirrt, der sieht nicht klar . . .

wir dürfen Mateos deshalb seiner Rache nicht überlassen," sagt Solano. Ein paar Augenblicke überlegt er. „Ich werde unverzüglich selbst mit Vicente reden. . . . In einer Stunde denk' ich aufzubrechen," wendet er sich dann mit der Zuversicht eines Mannes, der an Gehorsam gewöhnt ist, an den Maler, „treffen Sie mich hier. Kann sein, ich nehme Sie bis Infiesto mit."

„Das klügste wär's," bemerkt Ramon, „aber der Tollkopf will ja auf dem Feste tanzen!"

„Von Infiesto können Sie die Post zurück benutzen und Mateos beruhigen."

„Falls Sie nicht unterwegs als Spion aufgehangen und daran verhindert werden," ergänzt Ramon.

„In einer Stunde also," verfügt Solano, Wolf's Hand schüttelnd, ohne Ramon's Einwendungen nur zu beachten.

XI.

Die Aussicht, etwas zum „Glück Clavela's", wie er meint, beitragen zu können, versetzt Wolf in gehobene Stimmung. Ihr thränenüberströmtes Gesicht

vom Morgen hat ihn wie eine Mahnung durch all den wüsten Lärm des Tages begleitet. Er eilt nach Hause, ohne sie dort zu finden.

Casta schilt, als er nach ihr fragt. Das dumme Ding sei davongelaufen, nach Blumen, oder zur Pathe, oder Gott weiß wohin . . . „jetzt, wo Gäste zu bewirthen sind.“

„Bei Felipe wird sie stecken,“ denkt Wolf seufzend; „die Fastenzeit ist vorüber . . . jetzt holt sie nach! Ein Narr, daß ich mich um sie quäle!“

Mateos hält das Amt vom Hause fern. Er hat Rocca zu allen Teufeln geschickt, als die Mutter es gewagt, diesen nach ihm auszusenden. Casta nöthigt dem Maler Festgerichte auf, denen er zum erstenmal keine Ehre erweist.

Er ist der erste auf dem Platz, aber auch Solano läßt nicht lange warten.

„Wir nehmen den Fußweg,“ sagt er, „schreiten wir scharf zu, so treffen wir vor Anbruch der Nacht noch in Infiesto ein.“

Wolf brennt zu erfahren, was Solano bei Vicente ausgerichtet, aber der tiefe Ernst des Priesters hält die Neugier in Schranken. Solange man dem Flecken

noch nahe ist, giebt's auch fortwährend Unterbrechung. Landleute, Hausirer, Seiltänzer, allerlei Gesindel treibt dem Fest zu und füllt die Wege. Viele bücken sich vor Solano fast zur Erde; andere drehen dem Mann in der Kutte den Rücken. Einzelne machen ihrer Verachtung seines Standes sogar in brutalen Ausdrücken gegen die Genossen Luft. Die Gegensätze haben sich im täglichen Streit der Parteien stark zugespitzt. Gleichgültigkeit scheint fast ausgeschlossen.

Solano biegt nach kurzer Zeit vom betretenen Wege ab; er kennt die Gegend und bedarf der Wegweiser nicht.

„Vicente hat einen harten Schädel," beginnt er nun, „endlich hat er doch nachgegeben. Der Brief, mit dem er drohte, wird bald in Mateos Händen sein. Dieser hat dafür einen Revers auf Clavela ausgestellt, und übermorgen ist Hochzeit!"

„Das ist unmöglich! Das wäre himmelschreiend!" fährt Wolf auf. „Clavela gehört ja dem Andern . . . das weiß Vicente. Sie hat's ihm ja gezeigt, wie sie ihn verachtet."

„Es ist ja nicht ihre Achtung, die Vicente reizt . . .

vielleicht reizt's ihn, sich jetzt an ihr und Felipe zu rächen.... Euch junges Volk macht Weiberliebe einmal toll!"

„Sie thut's aber nicht, Hochwürden ... sie läuft geraden Wegs in's Wasser ... es darf nicht sein! Ich geh' zurück ... hilft ihr Keiner sonst ... versuch' ich's."

Solano's Hand hat sich fest auf seines Begleiters Schulter gelegt. „Sie können morgen früh von Infiesto zurück sein ... bis dahin aber haben Sie Geduld. Ich hätte mit Clavela gern selbst gesprochen, aber es fand sich keine Zeit dazu. Clavela wird sich fügen."

„Nie ... hoffentlich nie!"

„Sie weiß, daß Vicente ihren Vater verderben kann ... sie hat uns deshalb jüngst geschworen, Vicente zu heirathen."

„Zwingt man sie, wird sie natürlich dem angetrauten Manne sobald als möglich ausreißen und zu dem Andern laufen, dem sie nach einem höhern Gesetz auch gehört!"

„Sagen Sie mir doch, mein lieber Sohn," fragt Solano ruhig, „kraft welchen Rechts entscheiden Sie denn hier, welches Gesetz das ‚höhere' ist?"

„Jeder, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, kann hierüber nicht in Zweifel sein!“ ruft Wolf erregt.

„Doch . . . doch!“ fährt Solano gelassen fort. „Euer höchstes Gesetz ist das Recht, das Ihr der Leidenschaft einräumt. Euere modernen Dichter haben Euch dazu verführt . . . sie sind die Kuppler dieses Rechts geworden, das Jeder auslegt, wie es ihm gerade paßt. Bedenkt doch, wohin wir kämen, wenn ein solches ‚Recht‘ Geltung hätte!“

Wolf hält sich kaum, aber er schweigt noch; er will reiflich überlegen, ehe er diese „Sophismen“ schlägt.

„. . . In jedem Lande,“ fährt der Andere fort, „herrscht deshalb ein bürgerliches Gesetz, das die allgemeine Vernunft repräsentirt — wenn man so sagen kann — und das berufen ist, die Meinung des Einzelnen zu läutern. Es wird den Einen unverdient schädigen . . . es wird dem Andern unverdiente Vortheile bringen, aber es ist nicht zu entbehren.“

„Jedes bürgerliche Gesetz eines ‚vernünftigen Landes‘,“ erwidert freimüthig Wolf, der mit dem ‚vernünftigen Lande‘ selbstverständlich das meint, auf dem seine eigene Vernunft gediehen ist — „würde Sie

für den Zwang strafen, den Sie auf Clavela übten. Es würde Clavela von ihrem Eide freisprechen, wenn sie sich beklagte." . . .

„Mein lieber Freund, die Staatsgesetze sind nicht die der Kirche; aber in diesen, wie in jenen wird der Einzelne dem Vortheil des Ganzen untergeordnet. Glauben Sie mir nur, Sie sind jetzt berauscht vom Geist der kurzen Spanne Zeit, in der Sie leben. Die Gegenwart hat den Einzelnen zum Selbstzweck erhoben . . . aber was ist er in der Schöpfung? . . . was in der Ewigkeit?"

„Für die katholische Kirche ist der Einzelne allerdings nie etwas gewesen. Sie hat sein gutes Recht stets mit Füßen getreten und ihn mitleidlos geopfert. Was ist ihr Clavela? . . . eine armselige Bauerdirne. Felipe? ein intelligenter Arbeiter. Sie löscht das Glück der Beiden aus, wie der Sakristan eine Altarkerze, wenn sie zu ihren Zwecken gedient hat."

„Sie irren, lieber Freund! Gleichgültig ist uns keines Menschen Schicksal, nur ist sein Werth für uns ein bedingter. Wir messen ihn an dem großen Zwecke, dem wir Alle dienen. Daß Clavela diesem Zweck geopfert wird, gebe ich zu. Vicente hat sie sich als

Preis für gewisse Dienste ausbedungen, die er der Kirche leistet . . . das ist ihr nicht verschwiegen worden . . . trotzdem hat sie geschworen."

„Sie wußte damals nicht, was sie that . . . daß sie ihr ganzes Glück verschwor!"

„Meinen Sie, Clavela könnte mit ihrem Liebsten glücklich werden, wenn Vicente sich dafür an ihrem Vater rächt . . . wenn des Vaters Schicksal als Schuld auf ihrer Seele läge?"

„Ich meine vor Allem, daß es Niemand zukommt, die Freiheit eines Andern in dieser Weise zu beschränken . . . selbst nicht die Freiheit eines Weibes."

„Legen Sie den raffinirten Maßstab Ihres unbeschränkten Freiheitsideals der Frau nur nicht an unsere Sitten. Hier ist die Tochter des Vaters Eigenthum, das Weib des Mannes. . . . Das will Ihnen ungeheuerlich erscheinen? Es ist das Recht des Stärkern, dem Sie huldigen wie wir."

„Nein . . . wir nicht!" rief Wolf empört, „das ist kein Recht, das ist Willkür, das ist Tyrannei! Geht Clavela an ihrem Schwur zu Grunde . . . so ist Ihr ‚Recht' ein Mord gewesen!"

„Mein lieber Sohn . . . das Leben eines Menschen

wird in Euerm vernünftigen Lande nicht mehr gelten als bei uns, sobald Ihr seiner bedürft, um eines allgemeinen Vortheils willen. Nehmt doch an, wir zwängen Clavela zu einem Kampfe für unsere Zwecke, wie jeder moderne Staat seine Männer zum Kriege zwingt, sobald seine Wohlfahrt es fordert. Militia est vita hominis. Auch wir sind im Kriege!"

„Für's Vaterland bluten ist wahrlich etwas Anderes, als durch brutale Gewalt zertreten werden wie ein Wurm. Und sie leidet allein. . . . Ein schweres Schicksal wird erträglich, wenn's ein gemeinschaftliches ist."

„Wenn Euch das beruhigt, lieber Sohn, so nehmt zu Clavela's Trost nur an, daß sie das Schicksal aller Menschen theilt. Denn das Schicksal jedes Einzelnen . . . folglich Aller . . . heißt: Unterordnung des Schwachen in den Willen eines Mächtigern. Werft doch das Recht des Stärkern aus der Welt, wenn Ihr könnt . . . aber Ihr könnt ja nicht! Mit der sichtbaren Welt ist es zugleich erschaffen worden — mit ihr wird es zu Grunde gehen. Und nehmt Euch Clavela's Loos nicht allzu sehr zu Herzen. Was liebt der Mann am Weibe . . . was das Weib am Manne,

als persönlichen Genuß. Liebeskummer geht darum vorüber wie jedes Gefühl, das nicht auf ein Ewiges gerichtet ist. Eins dagegen ist unvergänglich: Reue über die verletzte Pflicht. Ich stehe für mein Beichtkind — sie wird die Reue nicht auf sich laden."

XIII.

Während Wolf auf seine Weise Clavela zu dienen dachte, hat Verzweiflung sie selbst schon zum Handeln getrieben.

Der Maler hat sie aus ihrem Liebesglück geschreckt: „Vicente wird sich rächen!" hat er gerufen... „Vicente wird Vater und Bruder verderben!" Jetzt läßt Gewissensangst sie nicht ruhen.

Die Frauen in ihrem Lande sind nicht gewohnt, selbstständig zu denken; sie führen aus, was Männer beschlossen haben. Darum findet Clavela sich nicht gleich zurecht; sie fühlt nur: etwas muß geschehen! Aber was?

Felipe wird es wissen, aber Felipe ist fern ... erst am Abend sieht sie ihn wieder. Felipe ist pflichttreu, und die Arbeit drängt in der Schmelze, seit überall Waffen geschmiedet werden.

Vicente wird sich rächen! Und Vicente hat Macht... er besitzt einen Brief. Ja ... dieser Brief ist's! Von dem ist oft die Rede gewesen. Sie weiß nicht, was in dem Briefe steht, aber sie haßt ihn ... er ist schuld an aller Noth. Wie herzhaft hat sie erst Vicente's Werbung zurückgewiesen ... seit er den Brief hat, haben ihr die Priester mit dem Höllenfeuer gedroht, wenn sie Vicente nicht heirathe. Da hat sie endlich geschworen, ihn zu heirathen ... ja, geschworen!

Hat sie's Felipe nicht gestern auch gesagt? Aber der redete ganz anders als die Priester.... „Ein Schwur, den Dir die Priester abgezwungen, gilt nicht vor Gott!“ Ob Felipe das besser weiß als der Pater Solano? Sie weiß nur, daß sie Felipe geglaubt hat. Wie hätte sie ihm nicht glauben sollen! Sie hat nicht denken können, an seiner Seite ... die Leidenschaft war plötzlich da ... betäubend, gewaltsam ... unwiderstehlich.

Sie athmet schwer ... sie denkt an gestern ... das Herz bebt in süßer Qual ... die Lippen öffnen sich ... sie schließt die Augen ...

Da schreckt sie's wieder auf: „Vicente will sich

rächen ... ich darf nicht träumen ... ich muß etwas thun. Wenn Vicente wieder gehen kann, dann ist's zu spät ... dann sind sie verloren!"

So grübelt Clavela, während sie den Festtagsstaat der Mutter für morgen aufplättet. Sie ist immer stolz auf den prächtigen Anzug gewesen; trotz der innern Qual giebt sie sorgsam auf das glühende Eisen Acht.

Als sie kürzlich mit dem Vater in Infiesto war, Vicente zu besuchen, hat der Vater den Brief gefordert. Vicente hat auf ein Fach seines Pultes gezeigt: „Der liegt gut verwahrt! An meinem Hochzeitstage sollst Du ihn haben, Mateos!" Das ist ihr genau im Gedächtniß geblieben, denn bei dem Wort ‚Hochzeitstag' ... hat sie geschaudert ... Wenn sie dem Vater den Brief bringt, wird er sie nicht mehr zwingen, Vicente's Frau zu werden, dann kann dieser sich nicht mehr rächen. Den Brief muß sie haben.

Sie ist nicht scharfsinnig von Natur ... langsam, wie aus einem Nebel, befreien sich die Gedanken zu einem Entschluß.

Die Wirthin wird sie in Vicente's Stube

lassen ... sie hat neulich Freundschaft mit ihr geschlossen ... aber wie den rechten Brief herausfinden? „Ich kann nicht lesen!“ seufzt sie. Soll sie den Maler mitnehmen? Nein ... so etwas kann man nur allein ausrichten. Auf einmal sieht sie sich in Vicente's Stube ... sie bricht das Pult auf ... sie nimmt den Brief ... „Herrgott!“ ... schreit sie und preßt die Hände vor's Gesicht ... „das ist ja Diebstahl!“

Dabei hat sie das Bügeleisen auf dem Rock stehen lassen ... er ist versengt! Ueber dem Fleck vergißt sie einen Augenblick der eigenen Noth. Jetzt muß sie waschen und putzen und wieder plätten, bis der Schaden ausgebessert ist. Dann kommt andere Arbeit ... vor einem Fest giebt's immer viel zu thun. Aber sie kennt die Arbeit, sie kann dabei nachdenken ... die Hände rühren sich mechanisch. Jetzt legt sie Blumen um die frischgebackenen Kuchen. Da hält sie plötzlich ein ... der Blick ist starr, wie nach innen gerichtet ... es ist in ihrer Seele hell geworden ... der Brief, mit dem Vicente droht, ist ja auch gestohlen ... Vicente hat selbst gestohlen! „Aber er hat die Schuld abgebüßt, weil er der Kirche eifrig

dient“ . . . das hat der Pater Solano ihr gesagt. Also kann man unrecht thun, und durch gute Werke dann das Unrecht büßen! Jetzt weiß sie, was sie thun muß . . . jetzt kann sie den Brief entwenden!

Sie fällt auf die Kniee und küßt die kleine Schaumünze der Jungfrau von Covadonga, die sie am Scapulir trägt: „Heilige Maria . . . Du hast Dich erbarmt!“

Nun ist sie ruhiger geworden. Als sie das Brett mit Chacoli (Landwein) und Kuchen in die große Stube trägt, merkt man ihr die Sorge nicht an. Onkel Gasparo und die dürre Petra, seine Schwiegertochter, sind schon angekommen; auch ein paar ältliche Verwandte von Abamia. Sie sitzen mit der Mutter am Tisch. Clavela schenkt ein. Pedrillo schielt nach dem Kuchen, stellt sich auf die Zehen und stibitzt ein Stück. Ein paar Blumen fallen auf das Tischtuch. „Du Nichtsnutz,“ schreit die Pathe Petra und schlägt nach ihm. Flink kriecht er unter Clavela's Rock und will sich todtlachen.

„Ist der Vater noch nicht heim?“ fragt abermals Casta, deren Augen fortwährend unter Wasser stehen.

„Sie hat auch ihr Theil Kummer!" denkt Clavela, während sie Pedrillo wieder auf die Füße stellt.

Onkel Gaspora meint, wenn einer gut tractirt wird, muß er durch Späße zahlen. Drum zieht er Clavela mit der Hochzeit auf und wird sehr derb. Alle lachen, außer der Braut und Casta. Diese scheint auf nichts zu achten. Aber morgen wird sie sich auf jedes Wort erinnern ... da wird ihr in's Gedächtniß kommen, daß bei des Onkels rohen Späßen Clavela bleich blieb ... daß sie sagte: „Jetzt geh' ich selbst nach dem Vater ausschau'n." Und daß ihr liebes Kind sich auf der Schwelle noch einmal umwandte: „Sorge nicht, Mutter ... ich komme richtig heim!"

Clavela wirft nun hastig ihr Tuch übern Kopf ... der Weg nach Infiesto ist weit; eh' Felipe kommt, muß sie zurück sein. „Fliege, meine Seele, fliege!" sagt sie leise vor sich hin. Der Refrain der alten Heiligenlegende will ihr nicht aus dem Sinn, als könne er ihren Schritt beflügeln.

Begegnet ihr Jemand, blickt sie nach der andern Seite; sie will nicht angesprochen werden. Eine Stunde bergan, ehe sie nur den Wald erreicht! Die

Schweißtropfen perlen von der Stirn. Unter den Bäumen ist's kühl, still und dunkel. Sie preßt die Hand auf's Herz . . . es will die Brust zersprengen . . . sie hat eben an Felipe gedacht, und was er im Wald mit ihr geredet.

Von ferne tönt Gesang. Verwundert sieht sie auf, sie hat das Kirchenfest vergessen. Die Procession kommt ihr entgegen . . . schnell unter die Bäume, vom Wege ab . . . sie hat keine Zeit stillzustehen. Der Chor plärrt ein bekanntes Kirchenlied aus der Zeit der Franzosenherrschaft:

Die Jungfrau von Covadonga sagt,
Daß sie Französin nicht sein möge;
Daß sie Anführerin sein wolle,
Der spanischen Armee.

(La Virgen de Covadonga dice,
Que no quiere ser Francesa,
Que quiere ser capitana
De la tropa española.)

Endlich! Der Kirchthurm von Infiesto ragt aus den Kastanien vor. Da . . . Schritte. Zwei Soldaten sind's; sie tragen die Boina (die rothe Mütze, Abzeichen der Carlisten) schon öffentlich. Der Krieg rückt

näher und näher. Auf der Anhöhe lagert ein ganzer Trupp. Es scheint, sie ist von den Soldaten bemerkt worden . . . sie verdoppelt die Schritte.

Gott sei Dank! Am Anfang der Straße liegt die Posthalterei — das Ziel ist erreicht. Ob sie nach Vicente fragen werden? Ob sie's schon erfahren haben, daß Felipe ihn lahm geschlagen hat?

Das Haus liegt wie ausgestorben. Die nächste Post geht erst in drei Stunden ab. Sie tritt ein. „Elena," ruft sie, „Elena!" Keine Antwort. Sie öffnet eine Thür und kommt in die verdunkelte Stube. Auf das Bett von Elena's Knaben fällt durch einen schmalen Ritz des Ladens ein Sonnenstrahl. Ein welkes Händchen greift nach den bunten, beweglichen Flecken, die er auf die Decke malt. Elena sitzt am Bett und ist eingenickt.

„Mama!" ruft ein heiseres Stimmchen.

Sie schreckt auf, als sei ein Unglück geschehen: „Jesus Maria!"

Das Kind streckt seine Hand nach Clavela aus, die mitten in der Stube steht. Elena glaubt, sie komme des Kindes wegen . . . sie hat keinen andern Gedanken mehr.

„Er hat's im Halse, seit er die Xanas*) im Walde gesehen," erklärt sie. „Die Xanas haben gewinkt . . . immer gewinkt! Da riß er aus, und kam an . . . ganz heiß und bleich . . . der Athem ging gleich so . . . so."

Clavela ist neben das Kind getreten und streichelt's. Sie weiß, daß es sterben muß, da ihm die Xanas gewinkt haben; auch die Mutter weiß es. Elena würde ihre Geschichte gern wieder von vorn anfangen, aber Clavela denkt an den Brief. „Vicente hat den Fuß vertreten," sagt sie leise, hastig, „ich soll aus seiner Stube etwas holen."

Elena weist nur mit der Hand nach dem Schlüssel, der an der Thür hängt. Sie will das Kind nicht verlassen, sonst ginge sie wohl mit und früge nach dem Fest.

Ein erster Diebstahl macht Herzklopfen, auch wenn man gelobt hat, ihn durch gute Werke abzubüßen.

Rasch tritt Clavela ein. Da steht das Pult . . . es ist der mittlere Schub, in dem die Briefe liegen . . .

*) Eine Art nebelhafter Spuk, den Tod anzeigend.

er ist verschlossen. Aber die obere Schublade läßt sich herausziehen, als sie einen krummen Nagel ins Schlüsselloch steckt. Nun kann sie von oben zu den Papieren gelangen. Es liegen so viele Briefe in diesem Schub . . . einige lose, andere im Couvert; manche haben Siegel oder Stempel . . . sie kennt nicht einmal des Vaters Stempel! Damit sie nur den richtigen Brief nicht zurückläßt, nimmt sie gleich alle mit, packt sie in's Sacktuch und knotet's wie ein Bündel zusammen. Das sind entsetzliche Augenblicke! Sie hört jeden Laut . . . des Kindes Husten, das Stampfen der Pferdehufe im Stall, die Schritte der Vorübergehenden . . . und bei jedem Laut meint sie, die Thür werde aufspringen.

Als sie, das Bündel am Arm, den Schlüssel bei Elena abgiebt und das Kind nach einmal liebkost, fällt ihr eine Last vom Herzen. „Gott behüte, Elena!"

Jetzt steht sie auf der Straße und athmet auf . . . da kommt ihr ein: wird Elena mich nicht Diebin schimpfen, wenn sie mich wiedersieht? Nein . . . sie wird daran nicht denken . . . ihr Kind wird gestorben sein!

Aber der Vater! Ob der Vater ihr den Dienst danken wird? Der Zweifel schreckt sie zum ersten Mal.

Das klare Licht, das in ihrer Seele aufging, fängt schon an, sich zu trüben. Doch das Nächste ist der Heimweg. Nach Art der Frauen hat sie mit dem Eifer des Herzens, nicht mit der Sonne unabänderlichem Lauf gerechnet; es ist spät geworden. Und da sind auch schon wieder die Soldaten und glotzen ihr nach.

Sie rennt querfeldein dem Walde zu . . . da steht sie im Halbdunkel der Bäume und kann den Weg nicht finden. Die Angst verwirrt sie vollends. Dazwischen immer der Gedanke: „Wär' Felipe da . . . wär' ich sicher!" Die Sehnsucht wird zur Qual. Jetzt hat sie den rechten Weg entdeckt. Was . . . wieder die Soldaten?

„Holla, Jungfer!" schreit der Eine, „trägst Du wieder den infamen Madridern Briefe zu! Wart', das Handwerk will ich Dir legen!"

Hätte sie nur kein schlechtes Gewissen! Hätte sie nur die Briefe nicht! Sie würde ruhig sagen: „Ich bin des Schulzen von Cangas Tochter." Kein Carlist würde ihr etwas zu Leide thun. Aber der Diebstahl macht sie feig . . . sie schlüpft in's Dickicht und versucht zu fliehen.

Da knallt ein Schuß.

„Mutter Gottes . . . sie schießen!“

Noch ein Schuß.

Ihr ist, als hätte ihr Jemand einen Schlag versetzt, der sie zu Boden wirft. Sie ahnt nicht, daß sie eine Kugel in der Brust hat. Kein Schmerz . . . es ist nur, als presse ihr Jemand die Lunge zusammen; sie drückt ihr Bündel an sich. Verworrene Stimmen klingen durcheinander . . . fern . . . ferner.

Als sie aus der ersten Betäubung erwacht, begreift sie nicht, warum sie am Boden liegt, und versucht aufzustehen . . . es wird ihr schwer. Nachdem sie ein paar Schritte gemacht hat, muß sie sich an einen Baum lehnen. Sie hört ein schwaches Geräusch, wie von rinnenden Tropfen . . . ihre Hand ist feucht, von Blut überströmt . . . sie bricht am Baum zusammen.

Noch einmal versucht sie die Gedanken zu sammeln. „. . . Das ist der Weg nach Hause . . . der Brief . . .“ sie tastet danach . . . die Vorstellung zerfließt. Eine ungeheure Woge wälzt sich heran. „Ich fürchte mich, Felipe!“

Ein paar Arme umfangen sie . . . „Felipe!“

haucht sie. Ein heftiges Zittern überläuft den Leib ... dann strecken sich die Glieder.

„Todt!" sagt leise der Pater Solano.

„Ermordet!" schreit Wolf.

XIV.

Aus einem Briefe Wolf's an seine Mutter.

„Cangas de Onis, 8. September.

... Diesen Brief gebe ich morgen in Gigon selbst zur Post, wo ich mich für La Coruña, Vigo oder irgend einen Hafen der Westküste einschiffe. Erhältst Du ihn, so bin ich dem ‚Carlistengesindel' fern, das Dich so ängstigt. Also habe keine Sorge! Ich habe heute so viel von Muttersorge gesehen, daß ich für lange Zeit genug habe. Denke, die hübsche Schulzentochter, von der ich vorgestern schrieb, ist von Carlisten im Walde erschossen worden. Ein wehrloses, junges Ding! Man hielt sie für Eine, die hier herumspionirt hatte, und entsprungen war. Und ohne nur zu untersuchen, ist sie's wirklich oder nicht, schossen die Kerle sie nieder wie ein Stück Wild. Die Geschichte erzähle ich Dir einmal ausführlich. Heute früh begrub man sie. Man läßt die Leichen hier manchmal

nur ein paar Stunden liegen. Die Mutter weinte viel — sie weint ohnedies beständig — ist aber überzeugt, sie sieht das schöne Mädchen im Himmel ebenso schön wieder, und noch dazu mit Flügeln.

Es war aber da noch eine andere Mutter, die des Arbeiters, den ich neulich schilderte, und der das Mädchen liebte, schon mehr, als mit der gewöhnlichen Passion. So etwas von Mutterschmerz hab' ich noch nicht erlebt. Für sie gab's nämlich nichts auf der Welt als den Sohn. Sie lebte, um für ihn zu arbeiten; sie betete, um den Himmel für ihn zu bestechen. Ihre fixe Idee war sein Glück. Das wollte sie mit den beschränkten Mitteln, die ihr zu Gebote standen, erringen. Er liebte das Mädchen — folglich mußte er das Mädchen haben. Gestern hat sie nun begriffen — der Sohn hat's ihr wohl klar gemacht — daß ohne die Priester das Mädchen längst sein geworden wäre. Jetzt ist das Mädchen todt, und er wird ‚nie mehr glücklich', denkt sie. In ihrer Verzweiflung war sie ihm zum Begräbniß nachgelaufen. Angesichts der Leiche erhob sich ihr Schmerz zu erschütternder Gewalt. Sie verfluchte die Priester, die an dem ‚Morde' schuld seien; sie drohte mit erhobener

Hand den Heiligen, die ihre Gebete und Kerzen angenommen, und die ihr in der Noth doch nicht geholfen hatten. Der Sohn versuchte sie zu beruhigen. Den Ausdruck von Liebe und Verzweiflung, mit dem sie ihn dabei in die Arme schloß, hättest Du sehen sollen! Immer mußt' ich denken: wenn mich Jemand so gekränkt hätte, meine liebe Alte würde es gerade so empfinden, wenn auch hoffentlich nicht so pathetisch. Drum hab' ich mir auch vorgenommen, von nun an hübsch Acht auf mich zu haben, damit Dir kein Leid widerfährt.

An der Leiche kamen mir übrigens noch andere Gedanken. Bewahre, daß ich den Carlisten das Wort rede! Eine Bande ist's, die jetzt unter der bekannten Devise mordet und plündert — zum mindesten sieht, wo sie sich die Taschen spickt. Aber der Krieg demoralisirt ja immer. Im gewöhnlichen Zustande glaube ich, daß sie nicht schlimmer, nicht besser sein werden, als das Gros der Menschen überhaupt ist: genußsüchtig, unwissend und geschmacklos. Auf eine bestimmte Anzahl solcher Majorität — gleichviel, welcher Richtung sie angehört — wird aber überall auch eine Minorität kommen, die ehrlich, aufopfe-

rungsfähig und gebildet ist. Jener Priester Solano — Du kennst ihn aus dem letzten Briefe — gehörte ganz offenbar zu dieser Minorität. Ich bin außer Zweifel, hätte er sich nicht eingemischt, das schöne Mädchen lebte heute noch und wäre des Arbeiters Frau geworden. Der verzweifelten Mutter Fluch schien mir darum seine volle Berechtigung zu haben, und wieder, von seinem Standpunkt konnte ich ihn nicht verdammen, seine Ueberzeugung hat mir Achtung abgenöthigt. So stand ich in der Mitte, vollkommen unklar über Schuld und Nichtschuld. Ach, Du glaubst nicht, was für eine verzweifelte Sehnsucht mich da erfaßte ... nur einmal über diesem Thurm zu Babel der verschiedenen Meinungen, über moralischer Gesundheit, Tugendidealen und religiösen Dogmen zu stehen. Nur einmal erhaben sein können über das Vorurtheil des Grenzpfahls, der angestammten Gewohnheit und der angelernten Rechtsbegriffe ... ob man da überhaupt noch richten würde, was man so ‚richten' nennt?"

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.

Biller, Klara

Señorita Paz u. Anderes von Clara Biller

Dresden & Leipzig 1896

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11818911-0